Reiſe-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

—✧✧—

Fünfter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Zweiter Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.

Das Recht der Ueberſetzung behalten ſich Verfaſſerin und Verleger vor.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Die Schwestern von Traú.

I.

Ein Volkslied sagt:

Schön ist Dir der klare Himmel Abends,
Doch noch schöner ist das Morgenmondlicht;
Alles ist von Stadt Traú zu sehen,
Von Traú bis hin nach Sebenico.

Das Volk hat Recht. Schöner noch als selbst der klarste Abendhimmel ist das Mondlicht am Morgen, das Morgenmondlicht über den Hügeln von Traú.

Denn wir sahen es, wenn auch nicht „von Traú bis Sebenico", so doch „von Spalato bis Traú". Wir wachten eines Morgens — am 27. November 1852 war's — ganz ungewöhnlich zeitig auf — ich glaube wirklich, der Vollmond hatte uns magisch geweckt. Er wollte, daß wir ihn sehen sollten, wie er blaß und blendend in einer Luft voll duftiger röthlicher Glorie über den rosenpurpurnen Hügeln von Traú schwebte. Und wir standen, und schauten und bekannten uns, daß wir noch nie ein gleich liebliches Himmels-

wunder geschaut. Aus der Tiefe des Thales von Chiavenna hatten wir wohl die Sterne noch schimmern sehen, während die Alpen schon vom Morgenrothe glühten, aber da war doch immer unten bei uns noch völlige Nachtdämmerung gewesen. Dagegen hier der helle Tag kurz vor Sonnenaufgang und dabei dieser volle unerbleichte Mondglanz. —

„O, wir wollen doch wirklich recht bald nach Traú!“ sagte ich, als ob Traú ein Verdienst dabei gehabt hätte, daß über seinen Hügeln so unvergleichlich der Morgenvollmond schwebte.

Wir hatten Traú eigentlich früher sehen sollen als Spalato. Auf der uns von Carrara vorgeschriebenen Reiseroute ging der Weg von Sebenico nach Spalato zu Lande über Traú. Vom Gipfel des Vlasko, des hohen Nachbars der sieben Hügel, sollten wir zum ersten Male die Stadt des Diocletian und die ihren Golf einrahmenden Inseln erblicken. Aber man weiß es: Reiserouten, um welche man seine Freunde geplagt hat, werden unveränderlich abgeändert. Auch wir fuhren gewissenhaft nicht über Traú.

Dann sollten wir mit dem Conte Mome am 14. November, dem Festtage von San Giovanni Traurino, hin. Aber ich war da noch so gut wie krank und fürchtete folglich das Conzert der Glocken, von welchen Graf Begna mir eine Schilderung gemacht hatte. Genug, als wir über den sieben Hügeln den Wundermond im Morgenpurpur sahen, waren wir noch nicht in Traú gewesen, und erst wenig Tage vor Weihnachten hielten wir auf dem Hofe

von Castel' Cambio und fragten, ob Conte Mome heute mit uns nach Traú könne.

Conte Mome war wie immer die höfliche Bereitwilligkeit in Person und nach zwei Stunden stiegen wir auf dem Platze vor der Landbrücke von Traú aus den Wagen.

Im Canale war wenig Wasser, und Felle, welche am Ufer getrocknet wurden, verbreiteten eben keinen angenehmen Geruch. Wir gingen mit mäßigen Erwartungen über die Brücke auf die kleine graue Stadt zu, welche so fest zusammengewickelt auf ihrer Inseldüne liegt, als wollte sie den fehlenden Widerstand ihrer abgebrochenen Mauern ersetzen.

San Giovanni Traurino schaute vom Landthor auf uns herab. Unter seiner Bildsäule war eine Wölbung, in dieser stand der geflügelte Löwe, und aus der einen Tatze des Löwen wuchs eine Cypresse.

Aber eine wirkliche Cypresse, frisch und lebendig, üppig und grün, wenn sie gleich vom Thorbogen gedrückt, nicht hatte in die Höhe wachsen können. Ich stand still vor ihr. Oelgesträuch hatte ich öfter auf Mauern gesehen, eine Cypresse noch nicht. Und hier in der Tatze des Marcuslöwen war sie so gut wie ein Epigramm von Göthe, ein Sonnet von Platen, oder eine Stanze von Byron.

Conte Mome sagte: es sei dieß der erste der wunderbaren Bäume von Traú. Wir fragten, wo der zweite sei? „In der Cathedrale", war die Antwort.

Wir gingen nach der Cathedrale. Sie steht an der Piazza, welche von dem blauen Lichte aus dem Golf von Salona erhellt wird. Auf die Cathedrale folgt der alte, verwitterte palazzo communale, an ihn stößt die halbgedeckte und doch romantisch elegante Loggia mit dem grünbewucherten römischen Urthurm, an welchem neben dem venetianischen Löwen San Lorenzo und San Giovanni Traurino stehen. Der Cathedrale gegenüber ist der große Palast Cipico, neben ihm der frühere Palast Vitturi, jetzt Rudan. Hier wohnte ehemals ein gewisser Michele, den ich mir zu einem Romanhelden ausersehen und das buon cattivo oggetto genannt hatte. Er sollte mir, mundrecht gemacht, von Traú nachgeschickt werden. Ich warte heute noch auf ihn. Er war im Leben ein Corsar, wahrscheinlich ist er noch jetzt, fünfhundert Jahre nach seinem Tode, irgendwo gestrandet.

Die Cathedrale nannt' ich reizend, und sie ist's — ich ziehe sie dem Dome von Sebenico, ja selbst dem Tempel in Spalato vor. Obgleich der linke Thurm nicht gebaut worden, ist doch der rechts darum nicht minder schlank und durchsichtig graziös. Unter einem geräumigen freien Peristyl öffnet sich die prächtige Pforte mit ihren beiden ruhenden Löwen und ihrer reich sculptirten Wölbung. Tritt man ein, so sind oben wenige, aber vollendete gothische Bogen und an jeder Seite vier kleine viereckige Fenster. Ueber der Halbkuppel des Hauptaltars glänzt ein rosenförmiges. Links ist die schöne hohe Kapelle von San Gio-

vanni Orsini. Auf dem einzigen Altar ruht sein marmorner Sarg, auf diesem er selbst im Bischofs-Ornate. Unten sind rings umher Gitterthüren vorgestellt, von denen eine jede sich halb öffnet und einen Engel herausläßt, welcher auf eine naive, himmelskindliche Art mit einer Fackel leuchtet. Alles ist aus dem weißen Kalksteine gearbeitet, der früher in den Brüchen des nahen Berges von San Elia gewonnen wurde und dem Marmor sehr gleich kommt. Chor und Sakristei sind auf das Zierlichste mit Schnitzwerk versehen, wie denn überhaupt in dieser kleinen Musterkirche durchgängig der beste Geschmack herrscht. An Crucifixen, heiligen Gefäßen und dergleichen besitzt sie wahre kleine Kunstwerke. Auch König Bela hatte ihr seinen Mantel hinterlassen, derselbe wurde jedoch zum allgemeinen Besten verwendet und nur ein Stück davon aufbewahrt, worauf ganz in echten Perlen der König auf einem Schimmel gestickt ist. Vollständig dagegen und in reicher Anzahl vorhanden sind die Reliquien. Die „più traúrina“ ist ein silberner Engel, der einen Arm von San Giovanni trägt. Diesen Arm nahmen die Venetianer mit, als sie Traú verwüsteten. Umsonst baten die Traúriner durch eine eigene Gesandtschaft um die Wiedergabe des Armes, die Venetianer wollten ihn behalten. Da sah man in einer Nacht einen wunderbar hellen Cometen über das Meer geflogen kommen und sich auf die Cathedrale niederlassen. Am anderen Morgen fand man auf dem Altare des Heiligen den entwendeten Arm — ein Engel hatte ihn aus Venedig zurück-

gebracht. Von nun an wurde er besonders verehrt, wird noch heute zu gefährlichen Kranken getragen, und sein Halter, der silberne Engel, ist über und über mit den kostbarsten Dankbeweisen von Genesenen behangen.

Das Alles zeigte und erzählte uns der Erzpriester von Traú, Don Marko Trevirka, den eine Botschaft eilig auf die Piazza gerufen hatte, um aus unseren Händen einen Brief Carrara's entgegenzunehmen.

„Aber der zweite, wunderbare Baum?" fragte ich.

Don Marko holte mir ein Lorbeerblatt, welches durch Filigranarbeit von Gold hervorsah. „Hier ist ein Blatt von diesem Baume," sagte er, „und hier" fuhr er fort, indem er vor uns her bis zu einem Steine ging, den er aufhob, „hier ist der Baum".

Ich sah hinab und sah Wasser. „Das ist ja ein Brunnen," sagte ich.

„In diesem Brunnen wächst der Lorbeerbaum, von welchem jenes Blatt ist. Schöpft man Wasser, fühlt man mit dem Eimer seine Krone."

Bei der ersten Zerstörung von Traú war nicht nur das Grab von San Giovanni Orsini verschüttet worden, sondern sogar die Ueberlieferung von seiner Stätte verloren gegangen. Lange suchte man sie umsonst, da erschien der Heilige im Traum einem Alten und sprach: „Grabt dort und dort nach — wo ein Lorbeerbaum unter der Erde wächst, da ist mein Leib hingelegt." Man grub an der bezeichneten Stelle nach, und unter der Erde grünte ein Lor-

beerbaum, und wo der Stamm des Baumes entsproß, da ruhte das Haupt des unverwesten heiligen Leichnams. Er wurde zu der ihm gebührenden Anbetung auf weißem Altar erhöhet; das Grab füllte sich mit Wasser und ward zum Brunnen; aber ungestört grünt unter der Flut wie ehemals unter der Erde der Todtenwächter des Heiligen, der wunderbare Lorbeerbaum.

Man kann sich denken, wie sehr uns diese gleichsam mit grünen Siegeln bekräftigte heilige Sage, wie sehr zugleich Traú uns gefiel. Unsere mäßigen Erwartungen hatten sich in die lebhafteste Freude über dieses abgeschlossene Stück Mittelalter verwandelt, welches uns nach dem langen Unbehagen in dem chaotisch aus dem Alterthume in das Moderne hinüberringenden Spalato eine wahre Wohlthat war.

„Ich möchte recht gern einige Wochen hier bleiben," sagte ich.

„Das wäre gewiß möglich zu machen," sprach Don Marko.

„Ich muß durchaus einige Wochen hier studieren," erklärte ich eine halbe Stunde später in der schönen Bibliothek des Hauses Garagnin-Fanfogna.

„Meine Bibliothek steht vollkommen zu Ihren Befehlen," sagte verbindlich Graf Fanfogna-Garagnin.

Ein Aufenthalt in Traú war beschlossen. Als wir vor der Abfahrt noch auf der breiten Düne, welche die Stadt umgibt, rings um diese her gingen, zeigte Don Marko mir

ein Haus, welches als das einzige weiße und moderne auf der „Marine“ nicht wenig hervorstach. „Dort gedenke ich ihnen Quartier zu verschaffen,“ sagte der freundliche Erzpriester.

II.

Schon nach wenig Tagen schrieb Don Marko an Conte Mome, der Besitzer des weißen modernen Hauses, Herr Demicheli, ein ziemlich begüterter „Possidente“, sei sehr gern erbötig, uns aufzunehmen.

„Ich wünschte jedoch nach dem englischen Ausdruck, „die Sicherheit doppelt sicher zu machen“ und bat Otto, nochmals nach Traú zu fahren und persönlich mit der Familie zu reden.

Otto bekam den Einfall, lieber reiten zu wollen. Dome wurde beauftragt, ein Pferd zu schaffen. Sie schaffte einen Mann, und der verbürgte sich für ein Pferd.

Es ist charakteristisch für die nationale Ungeduld, daß Alles, was mit Pferden zu thun hat, in Dalmatien unfehlbar eine Stunde zu früh kommt, und dann durchaus nicht warten will. Um sieben war das Pferd bestellt, folglich stand es vor sechs unter dem Balkone des Hauses Carminati. Der Eigenthümer und Lieferant dieses lieben spalatrinischen Thieres stand daneben, bereit, für zehn Kreuzer hinter ihm und Otto bis nach Traú hinzutraben und es gebührendermassen anzutreiben.

Ein preußischer Kavallerieoffizier, und das Pferd, worauf

er sitzt, antreiben lassen wie einen Esel mit Kornsäcken! Otto wies den Mann höchst vornehm zurück und ließ sich nur durch dringendes Zureden bewegen, eine Art Peitsche mitzunehmen, an welcher verschiedene eiserne Ringe ein ermuthigendes Geklimper machten.

Ich stand, wie es sich gehörte, in der klaren Morgenkälte auf dem Balkon, um die Reiterei vor sich gehen zu sehen. Das Pferd war ganz seltsam gesattelt und am Zaumzeug über und über roth bebändert. Eigentlich gehörte Otto durchaus nicht hinauf, sondern nur ein roth beturbanter und gelbgestiefelter Morlacch oder allenfalls ein kleiner Borghesenbube mit scharlachner Mütze, zerrissenem Hemde und durchlöcherten Hosen.

Otto rückte sich, so gut es sich thun lassen wollte, auf dem unbeschreiblichen Sattel zurecht und verschwand in der kleinen Gasse, welche zwischen den Gärten von Pozzobuon auf die Straße nach Salona führt. Die Vorstadt hindurch ging es zwar langsam, aber doch sicher, am Ende derselben ist ein kleiner Teich. Das Pferd bezeigte das lebhafteste Verlangen nach einem Bade. Als Otto diesem Verlangen nicht willfahren wollte, blieb das Thier stehen.

Otto klimperte mit den Ringen an der Peitsche, das Thier stand. Er that mehr als klimpern, das Thier kehrte um. Als er es wieder umgekehrt hatte, stand es von Neuem still.

Zwei Borghesen kamen vorbei, um in ihre Felder zu gehen. Sie blieben ebenfalls stehen, lachten und versicherten

Otto, er sitze auf der allermiserabelsten Bestie sämmtlicher vier Vorstädte von Spalato. Mit diesem Troste und ihrem Beistande gelangte er bis auf den halben Weg von Salona. Dort bogen die Borghesen ins Feld ab, Das Thier ihnen nach. Unermeßliches Prügeln war nöthig, um es bis nach Salona zu bringen. Auf Salona hatte es abermals die halsstarrigsten Absichten, bis ein Salatriner es in die Strasse nach den Castellen schlug. Hier ritt eine Schaar Morlacchen und mit ihnen in Gesellschaft schritt das Thier vernünftig vorwärts, bis sie links nach Sučurac einbogen. Da baumelten natürlich eben so viel Magnete wie Pferdeschwänze vor den Augen des Thieres, und mit überpferdlichen Anstrengungen strebte es ihnen nach. Um es in seiner Leidenschaft zu bändigen, stieg Otto ab. Es benützte den Augenblick und warf sich in den nächsten Weingarten. Otto stürzte ihm nach; es kehrte durch die Dornhecke auf die Straße zurück, wo es Otto mit maliciöser Ruhe erwartete. Kaum aber war auch er durch die Dornhecke gekrochen, so machte es Kehrt, lief gelassen davon, und würde bis Spalato gelaufen sein, hätte nicht eine Frau es aufgehalten und dem herbeieilenden Reiter wieder zugeführt. Nicht ohne Mühe bestieg er es von Neuem und kam nach einigen kleineren Schwierigkeiten wirklich bis Castel' Cambio.

Aber weiter auch nicht. Das Thier stand wo es stand, d. h. mitten im Hofe des Castel's. Es mußte den Stall des Conte Mome wittern; genug, es stand. Otto blieb

nichts anderes übrig, als sich vom Conte Mome mit dessen türkischen Pferden nach Traú fahren zu lassen. Von Castel' Cambio ritt er um fünf des Nachmittags wieder ab und Abends um neun erst kam er vor unserer Thür an. Vier Stunden, um anderthalb zurückzulegen. Er fluchte mörderlich auf das Pferd und, ich fürchte, auch etwas auf Dome; aber in Traú war „Alles in Ordnung", und wir konnten, wann wir wollten, in das Haus Demicheli.

Als ich später in Ragusa diesen Ritt einem jungen Jägeroffizier schilderte, sagte er österreichisch gelassen: „o, das ist noch gar Nichts, gnädige Frau. Mich und einen Kameraden hat ein Mal eine Frau über das Gebirge buchstäblich gezogen. Unsere Thiere gingen keinen Schritt, wenn das Weib nicht an den Zäumen riß. Mein Kamerad hat eine Skizze davon gemacht — der Anblick war's werth."

Otto gelobte sich an jenem Abend in Spalato feierlich, auf einem dalmatischen Pferde nie wieder ohne Treiber zu reiten.

III.

Wer jemals gleich uns die erhabene Thorheit haben sollte, sich in Spalato Möbel miethen zu wollen, der lasse sich doch ja nicht vom Sensale Momolo die Signora Paolina Boskovich aufreden. Die Wahl ist freilich nicht groß, außer der Paolina gibt es nur noch die Testa; aber man nehme die Testa, man nehme die Testa. Die Testa ist Gold gegen die Paolina.

Schon die ganzen letzten Wochen hindurch hatte sie mich mit ihrer langen schwarzen Person geradewegs in Verzweiflung gebracht. Jedes Mal, wenn ich recht beschäftigt, oder recht angegriffen, oder recht verdrießlich war, kam es gleich der Statue des Commandeurs die Treppe heraufgeschlappt, an unsere arme, dünne, wacklichte Thür schlug ein harter Finger, die Thüre ging furchtsam ächzend auf, und Signora, angethan mit schwarzem Sammthut und blau carrirtem Shawl, stand in entsetzlicher Größe da und grunzte: „cumplementi.“

Natürlich war sie sehr ungnädig, daß wir fort wollten, und ihre „Roba“ nicht mehr „occurriren“ sollte. „Me poveretta!“ grunzte sie, „me poveretta!“ Indessen sie blieb doch noch Mensch.

Etwa acht Tage vor der drohenden Trennung verlangte sie, angeblich zu einer Hochzeit in ihrer Bekanntschaft, eine Zuckerschale von Silber, mit einer Taube auf dem Deckel, das Juvel unter ihrer Roba, der Stolz ihres Hauses. Sechs silberne Löffel sollten ringsumher stecken. Fünf steckten wirklich umher — es war ein Wunderding, diese Zuckerschale, und die Signora hatte sie uns nur aus besonderer, nur aus ganz besonderer Gunst gegeben.

Ich muß mit Reue bekennen, daß ich nicht die gebührende Ehrfurcht vor der Zuckerschale empfand, sondern sie stets nur — wie eine Zuckerschale betrachtete. Die Paolina mußte das gefühlt haben — mußte sympathetisch ahnen, was ihrer Zuckerschale geschah oder nicht geschah. Sie

wollte mir den Schatz nicht länger lassen; unter dem Vorwande der Hochzeit sollte er zurück in ihre Hände, um nie wieder in unsere ruchlos profanen zurückzukehren. Wir hatten keineswegs Lust, uns die letzten acht Tage lang ohne Schale und Löffel zu behelfen, und gaben den Schatz nicht heraus. Arme Paolina! Von diesem Augenblicke an, bin ich überzeugt, daß ihre ganze Seele, wenn sie nämlich eine hatte, um die Zuckerschale herzitterte. Wenn „die Fremden" nun den Zauber dieses Kleinods unwiderstehlich fanden? Wenn sie mit der Zuckerschale — durchgingen? — Sagen wir dieses Wort, die Signora Paolina hat es gesagt. „Sie wollen mir meine Roba nehmen," sprach sie furchtbar anklagend, aber statt „Roba" setze ich „Zuckerschale". Denn unmöglich kann selbst Signora Paolina sich vorgestellt haben, wir könnten ihre Matratzen und ihre Teller in unsere Koffer packen wollen.

Genug, sie vigilirte die letzte Woche um uns herum wie ein Rabe um ein paar Galgenvögel. Unaufhörlich kamen die dringendsten Anfragen, wann wir abreisen würden. Erst sagten wir den Sonnabend, dann den Sonntag, weil wir bis zum Sonnabend nicht fertig würden. Paolina kam, um uns zu beweisen, daß wir eigentlich nur bis Sonnabend bleiben dürften. „Aber sie war nicht so, daß es ihr auf einen Tag ankam, nicht sie." Wohl, wenn „sie nicht so war", brauchten wir ja um so weniger vor Sonntag fort.

Am Sonnabend drei Botschaften: welche Stunde wir morgen abreisen würden? — Um zwölf. — Da würde die

Signora um acht die Roba in Empfang nehmen kommen. — Um acht nicht, zu früh das — um zehn. — Zwanzig Minuten nach dieser letzten definitiven Antwort die Statue auf der Treppe, der Finger an der Thüre und: „cumplimenti“.

Wir siegelten eben nothwendige Briefe. „Signora, jetzt haben wir nicht Zeit,“ sagte ich entschieden grämlich, und riegelte ohne Umstände zu, denn bloßes Zumachen hätte gegen Signora Paolina nichts geholfen.

Signora Paolina aber erinnerte sich, als sie in der Dämmerung des Flurs sich ausgesperrt sah, plötzlich ihrer morlacchischen Abkunft, nahm ihre beiden Hände, ballte sie zu Fäusten und donnerte mit bewunderungswerther Kraft bald an die eine, bald an die andere unserer unglücklichen Thüren. Und dabei schrie sie in einem Falsett, welches noch gräulicher war, als ihr gewöhnlicher Baß, unaufhörlich so laut und so kreischend: „meine Roba, mein Blut!“ daß wir endlich in Verzweiflung hinausstürzten und durch alle mögliche unangenehme Dinge, die wir ihr sagten, sie dahin bewegten, unter Androhungen vom Tribunal ihren Abzug zu nehmen.

Wir glaubten noch, sie wolle uns nur zu schrecken suchen; aber am Sonntag Morgen um acht Uhr erschien wirklich ein Gensdarm, der im Namen des Gensdarmerie-hauptmanns höflich anfragte: warum wir denn der Signora u. s. w. eigentlich ihre Roba vorenthalten wollten?

„Aber lieber Himmel, wir reisen ja um zwölf ab.“

„So? Ja, was will denn da die Frau?“

Der Gensdarm geht fort, um halb Neun kommt Signora Paolina. Schimpft von unserem Balkon aus ganz wüthend auf die Dome, begehrt einen Stuhl, pflanzt sich mitten auf unseren Flur hin und wartet. Auf was, wissen wir nicht.

Die Dome kommt aus der Stadt. Paolina verläßt ihren Stuhl und verfügt sich in die Küche, wo sich augenblicklich ein rasendes Geschrei erhebt. Wir eilen hinunter, und ich versichere der Signora Paolina: ich möchte sie am liebsten in den Brunnen werfen, damit sie sich nur endlich ein Mal abkühlen könne. Sie verstummt, Otto übergiebt ihr Alles, sie ist mit Allem zufrieden. Otto sagt: nun bist du sicher, und geht zum Gensdarmeriehauptmann, um dem die Sache zu erklären. Kaum hat er drei Schritte aus dem Hause gethan, so geht der Spektakel unten von Neuem los, und, so unglaublich es klingt, noch wüthender als vorher. Die Paolina schreit, eine alte Terrine sei neu gewesen und will sie bezahlt haben; die Dome le da del ti, d. h. nennt sie du; die Paolina frägt: „Warum nennst du mich du und respektirst mich nicht als Signora?“ Die Dome antwortet: „Warum soll ich dich respektiren? was bist du besser als ich? Du bist Morlaccha, ich bin Brazzana, ich bin serva, du warst es, — du trägst den Hut, den kann ich auch aufsetzen, — wegen des Hutes respektire ich dich nicht.“ Unwiderlegliche Logik. Durch sie überwältigt, stülpt die Paolina das Zeichen ihrer verachteten Signoraschaft, ihren schönen schwarzen Hut auf ihren häßlichen schwarzen Kopf,

stürzt ebenfalls zum Gensdarmeriehauptmann hin, sinkt dort auf einen Stuhl und verlangt, von der Dome respektirt zu werden. Dann rafft sie sich auf, kommt in unsere Küche zurückgefahren und fällt abermals über die Dome her. Ich, die ich dieses Getobe nun schon seit vier Stunden um mich herumbrüllen höre, verfalle in heftige Weinkrämpfe, das ganze Haus läuft zusammen, bedauert mich und schlägt Kreuze vor der Paolina, dieser Tollen, dieser Morlaccha — schlimmer als so kann sie nicht geschimpft werden. Otto kommt, hört den Tumult, und Paolina hat drei unangenehme Minuten zu überstehen. Sie hörte sich die Strafpredigt sehr fromm an und schwört dann, daß sie nicht geschrien, daß sie nie schreie — sie ist die Unschuld, die Sanftmuth, die himmlische Geduld selbst. Otto nimmt mich und Marko, und wir machen uns auf den Weg, um nach der deutschen Locanda zu gehen, wo unser armes Mittag schon über eine Stunde wartete. Noch sind wir nicht am Ende der Straße, so schreit Dome hinter uns her: „die Paolina, diese Bestie, dieses Monstrum sei mit Gewalt in unser verschlossenes Zimmer eingedrungen und werfe alle unsere gepackten Sachen durcheinander. Otto läuft seinerseits nach einem Gensdarm, wir kommen mit ihm zurück, und siehe da, Bücher, Kleider, Leintücher, Battisttücher, Kober, Flaschen, Mappen, Spickgänse, Brödchen und Orangen, Alles liegt d'runter und d'rüber in einem Haufen auf dem himmlischen Ziegelboden, der Alles roth färbt, was auch nur in die leiseste Berührung mit ihm kommt. Ich

gestehe, ich dachte leidenschaftlich an das Mittel, welches ich als das einzige zur Civilisirung der Morlacchen mehrmals hatte nennen hören — eine Bank und zwei Gensdarmen mit Stöcken. Da wir es jedoch nicht verordnen konnten, so begnügten wir uns in Gegenwart des einen Gensdarmen der sogenannten „Signora" Paolina ihr kostbares Gerümpel zu übergeben. Dann gelangten wir erschöpft und erhitzt zum Essen und um drei Nachmittags endlich in den Wagen. Signora Paolina saß unten im Hausflur auf zwei Matratzen und verfolgte uns, so lange sie konnte, mit einem mißtönenden Gebrülle, welches sie für ein Gelächter hielt. Das war unser Abschied aus Spalato.

IV.

„Aber," wird man mich fragen, „wo beiben denn die Schwestern von Traú? Wir haben bis jetzt nur von einem Morgenvollmond, von San Giovanni Traúrino, von einem stätischen Pferde und von einer noch stätischeren Signora gehört, aber immer noch kein Wort von den Schwestern von Traú?"

Geduld — wir werden von den Schwestern hören, sobald wir in Traú anlangen, und wir sind jetzt auf dem besten Wege dahin.

Der Scirocco wehte wild hinter unserem Wagen her, und die kühngezeichnete Landschaft ward in der blauen Färbung, die er mit sich führt, ganz mürbe geworden. Da-

bei umgab uns eine Luft, wie bei uns, wenn die Saaten treiben und die Veilchen knospen. Und es war der neunte Januar.

Wenn wir nur ruhig hätten athmen können; aber dieser Sonntag sollte nun ein Mal ein Streittag sein. Wir hatten zum Gespann Tag und Nacht, d. h. einen Schimmel und einen Rappen, und zum Kutscher einen „Turbanträger" mit dem „rothen Haupte" aus den Volksliedern und wahrhaft asiatisch schwarz und weißen Augen. Da unser Wagen so übervoll gepackt war, wußten wir nicht, wohin wir die Pistolen stecken sollten und gaben sie unserm Dalmatier in den Gürtel. Gott weiß, was für altes Räuberblut in seinem Herzen lebendig wurde, als er es gegen den Lauf dieser schönen Waffen schlagen fühlte; aber wir sollten bald erfahren, daß man einem Dalmatier eher Alles anvertrauen darf, als Pistolen! Hinter Castel' Cambio gesellte sich ein junger Mensch aus Sučurac zu uns. Die Castellaner sind alle gesprächig und zutraulich, dieser war es noch mehr als gewöhnlich, denn er war voll warmen schwarzen Weines. Genug, er wollte sich freundschaftlich auf unsern Koffern vorwärts transportiren lassen. Unser Kutscher schrie ihn an; der junge Mensch wies seine weißen Zähne und schwang sich in die Höhe. Wie der Sturm fuhr der Spalatriner herab und mit dem Peitschenstiel über den Castellaner her. Beide schrieen, Otto schrie, Dome schrie — ich wußte nicht recht, wo mir der Kopf stand. Endlich nach einem kurzen aber energischen Durcheinander

setzte sich unser Kutscher wieder auf und der Castellaner blieb zurück. Otto aber brummte: „Verwünschte Kerle!“ — „Was thaten sie denn?“ fragte ich. — „Ei, der Castellaner griff nach dem Messer.“ — „Und unser Kutscher?“ — „Der griff nach dem Pistol.“ — „Behalte die Pistolen doch ein andermal für dich.“ — „Jetzt werde ich schon so klug sein.“

Kaum war dieses Abenteuer abermals glücklich zu Ende, so fing Dome an, fatal zu werden. Es wurde ihr zu dunkel, sie saß zu eng, der Wind ging ihr zu sehr, sie mußte sich erkälten, wenn sie so fror u. s. w. Hätte sie noch gewußt, was wir eine Stunde später erfuhren, als wir bereits unter Dach und Fach waren, daß nämlich eine Bande aus der Morlacchei die Umgegend von Traú eben mit ihrer Gegenwart beglücke, hätte Dome das gewußt, so hätte ich zu allen den andern Vorwürfen, die sie uns indirekt machte, die direkten darüber, daß wir ihr unschätzbares Leben in solche Gefahr gebracht, nicht noch mit anhören mögen. Jetzt beruhigte sie sich in etwas, als ich ihr meine eigene Mantille gab. Ich aber dachte, daß selbst eine Fahrt zwischen Oelhainen, Lorbeerhecken und Blumenwiesen bei Frühlingsluft im Januar keine angenehme sein könne.

V.

Am nächsten Morgen erwachten wir getrost und gestärkt im Hause Demicheli. Wir waren den Abend vorher trotz aller Ankündigungen doch noch überraschend gekommen,

wie überall in Dalmatien, indessen alles war schnell und mit freundlicher Bereitwilligkeit besorgt worden. Der Albergatore von Traú, Ser Vicenzo, hatte uns mit kaltem Truthahn gespeist, unser Herr Wirth mit einer Flasche vortrefflichen einjährigen Weines getränkt, und dann waren wir gesättigt und müde in die größten und höchsten Betten gestiegen, deren wir uns noch entsinnen konnten.

Unser Erstes war nach unserem Erwachen unser vorläufiges Reich zu besehen. Wir hatten den ganzen ersten Stock inne, zwei hübsche, große, freundliche Zimmer, die durch ein Entré getrennt waren. — Ein Luxus umgab uns, der uns ganz fremd geworden war — gedielte Fußböden, weiße, frische Musselinvorhänge, bequeme Sophas, messingene Thürklinken; ja sogar messingene Thürklinken — wir waren ganz entzückt! Nur Dome brummte: man hatte ihr in der Eile auf dem Fußboden ein Lager gemacht. Daß Dome auf dem Fußboden schlafen sollte, war doch unerhört, ihrer Würde als Fischerstocher von der Brazza gänzlich zuwider; sie gab ihre Kränkung möglichst zu erkennen. Ich fing an, Dome noch unangenehmer zu finden, als da sie den Husten hatte und uns immer so anknurrte, als wären wir Schuld an ihren Leiden.

Während sie nun unten umherbrontelte, gingen wir hinauf, um der Familie unsern Besuch zu machen. Denn die Familie wohnte im zweiten Stocke, in der Küche und in ganz einfachen Zimmern; die eleganten des ersten waren nur für Fremde da, hauptsächlich für die Generäle und

andere höhere Offiziere, welche, so oft sie nach Traú kamen, beim „Marschall Radetzky“ abstiegen. So nämlich hieß unser Wirth seit dem ominösen Achtzehnhundertacht=undvierzig, wo er, welcher der loyalste Dalmatier war, den ich kennen lernte, den zum Ausbruch gekommenen Aufstand in Traú durch seinen übermächtigen Patriotismus gedämpft hatte. Seitdem sagte er nie anders, als „Radetzky und ich,“ und hieß in ganz Traú nach seinem Vorbild und Helden.

Seine Padrona, d. h. seine Frau war ungefähr sechzig, groß, beleibt und mißvergnügt. Sie wollte eine andere Rolle spielen als die der Haushälterin und sagte: „O, ich könnte auch liebenswürdig sein.“ Dabei hieß sie Signora Angiola und trug ein buntes Kopftuch und eine weiße Flanelljacke.

Die Eltern befanden sich für den Augenblick nicht in dem offenstehenden Zimmer, dessen Mobiliar aus einem Bett und vier Stühlen bestand, wohl aber saßen die beiden erwachsenen Töchter da, welche zu Hause waren. Zwei waren verheiratet; eine war bei einer Schwester; eine, Emilia, erst halbgroß; dazu vier Söhne und zwei Todte — machte zwölf Kinder. Gerade genug, meinten die Mädchen. Wir meinten es auch.

Die Mädchen strickten so rasch wie sie plauderten. Ein junger Mann mit einer Mütze auf dem Kopfe und einem Regenschirm in der Hand, saß halb oder vielmehr ganz verlegen da, und Marcella, die jüngere der Mädchen, sagte mir halblaut: „Das ist der sposo der Giovanna.“

Giovanna, die ältere, war ein großes hübsches Mädchen, mit großen schönen Augen, aber nicht zu vergleichen mit Marietta. Ein so feines Profil, ein so reines Oval, eine so belebte Physiognomie hatte ich in Dalmatien noch nicht gesehen. Auch sie war sposa, wie sie mir sagte, und zwar vom Musikmeister von Traú, einem jungen Mailänder. „O was für ein Kopf! und wie brav er ist!“ sagte sie mit Stolz in ihren tiefbraunen Augen.

Eine halbe Stunde später kamen beide Schwestern herunter und — es ist immer mein Schicksal, Liebesconfidenzen zu empfangen — ich hörte eine Traúriner Novelle. Die Traúriner wollten nicht, und die Eltern wollten auch nicht, wenigstens nicht so recht; aber sie wollte. Bestimmt. Er war so brav! Ich würde ihn Orgel spielen hören und singen und Klavier spielen. Und wie er setzte! Drei Messen hatt' er schon gesetzt, und Alles nahm er aus seinem Kopfe, sagte das reizende Kind mit prächtiger Wichtigkeit. Und sie wollte mit ihm nach Mailand und überall hin. Auf drei Jahre hatte er sich in Traú verpflichtet, zwei davon waren noch auszuhalten, aber dann! — — Und nicht wahr, ein Künstler fände überall sein Brod? „Wenn er wirklich brav ist — o ja,“ sagte ich, „besonders ein tüchtiger Organist.“ Nun, das möcht' ich doch dem Papa sagen, und ein gut Wort bei ihm einlegen, damit der Mailänder l'oretta, d. h. manchmal ein Stündchen in's Haus kommen dürfe, so gut wie der sposo der Giovanna. Ich lachte, daß ich, noch nicht vierundzwanzig Stunden in Traú, schon mit einer

solchen Gesandtschaft betraut würde. Was ich thun könnte, versprach ich meinem bildhübschen Beichtkinde, wollte ich ja gern thun. Nur müßt' ich erst ein Bischen besser mit dem Papa bekannt sein und auch den Giuseppe kennen. Das sah Marietta ein und ein Besuch auf der Bua wurde verabredet. Dort wohnte die Tante, dort war ein Flügel, dort sollte ich den Mailänder sehen und hören. Ben, ben. Am Abend demonstrirte mir Marietta noch eine Stunde lang mit köstlicher Ueberzeugung vor: es sei ein destin, daß sie diesen und keinen Andern heirathen müsse. „Cara," sagte ich lachend und sie streichelnd, „Ihr seid verliebt und das ist allerdings ein destin." — „Ja, ich will ihm unermeßlich wohl," antwortete sie mir gesetzt und einfach. Sie und Giovanna erinnerten mich unaufhörlich an die beiden Schwestern in Florenz, welche ich in meinem „Aus Italien" beschrieben habe; Giovanna glich der Merope, Marietta der Carlotta. Nur waren die Florentinerinnen nicht mehr so ganz naiv wie die Traúrinerinnen, denn die waren es bis zum äußersten Punkt. Giovanna's Ausstattung mußten wir Stück für Stück bewundern — Hemden, Beinkleider, Nachtjäckchen, Unterröcke. Alles hatte sie in einsamen, langen Nächten drei- und vierfach gestickt. Ich bedauerte im Stillen die mühsame Arbeit auf den wenig feinen Stoffen. Der Brautstaat lag auch schon da — hellgelbe brochirte Seide. Und oben hatte sie noch mehr. Marietta wollte jetzt an ihre Ausstattung, und in vier Monaten wollte sie heirathen, durchaus. „Impiantar una famiglia," wie sie sagte, eine

Familie pflanzen. Beide Schwestern fragten sich, wie viele Kinder sie wohl haben würden? Nur nicht so viele wie die Mama! Einige, ja, aber nicht zwölf. Dann wurden wir ausgefragt, aber auch wie! Ueber unser Vermögen und über unsere Familie, und ob Otto auch Geld bekäme für das, was er schriebe und wie Englisch klänge und wie Französisch, und wie wir hießen, und noch hundert andere Dinge. Und nun die Bewunderung erst, daß ich alles aus meinem Kopfe nähme, — „gerade wie der Giuseppe," bemerkte in Parenthese Mariettа. Dazwischen lobten Beide mit einer entzückenden Offenherzigkeit sich selbst. Wie viel Partien sie hätten haben können, und wie es überall hieße: die besten Mädchen in Traú, und so fort. Unser Scirocco mit der langen Pfeife war auch unter Mariettas Anbetern gewesen, und zwar unter den eifrigsten, und das noch diesen Herbst, wo er in Spalato die sposa hatte. „O Scirocco!" murmelte ich vor mich hin, „man sieht wohl, daß du ein Wind bist!"

VI.

Die Marine von Traú ist wundervoll malerisch. Breit und frei liegt sie der Bua gegenüber an der Verenguug des Golfes. Die Bua hieß sonst die Rebhühnerinsel und war reich bewaldet — jetzt ist sie fast ganz kahl, doch nicht gegenüber Traú; da war sie besetzt mit Häusern, bepflanzt mit Oelbäumen und Frühlingsgrün. Links hatten wir die Brücke, welche, von den Venetianern erbaut, unser kleines

rundes Eiland mit jenem langen, großen verband. Eben=falls links und noch früher als die Brücke stand eine Säule, einst die Standartenträgerin von Venedig. Rechts war, was sich vom alten Castell der Stadt noch erhalten hatte und jetzt zu einer Oelfabrik benützt worden war, und dann ging die steile Küste in glänzenden Umrissen nach Sebenico hin.

Der Mailänder machte Fensterparade, aber ich konnte mir ihn nicht ansehen, ich hatte eben Besuche: den Conte Fanfogna, den Erzieher seiner Kinder, Don Paolo Dominis, ein junger Student, voller Brazzaner, endlich Don Trevirka. Ich erkundigte mich bei diesen Herren nach meinem Schutz=befohlenen, um nicht etwa mit meiner Vermittlung eine romantische Dummheit anzustiften. Die Eltern haben nicht immer Unrecht, wenn sie nicht wollen, und hier schien es der Fall zu sein. Der Mailänder war brav auf der Orgel und — brav auf der Orgel. Sonst — Ursprung zweifel=haft. Vermögen — Null. Kopf — etwas toll. Gemüths=art — à la Scirocco, sehr dreherig. Die Herren sagten mir allesammt, ich würde ein warhaft gutes Werk thun, wenn ich Marietta von ihm abredete. Die Signora Ba=roneſſa Ida saßen an der Marine von Traú etwas in der Klemme.

Nach Tische spazierten wir dort hin und her. Mit uns war der Doktor Tacconi, welcher unter Napoleon in Spanien geläufig spanisch und französisch gelernt hatte. Französisch sprachen wir jetzt mit ihm — die Schuljugend in corpore begleitete uns, um zuzuhören.

Im zweiten Stock des Hauses D. wurde Marietta an einem Fenster sichtbar. Ich winkte ihr herunterzukommen, Giovanna und die Mama kamen mit. Wie es sich machte, weiß ich nicht, genug, die Liebesgeschichte kam zum Vorschein und wurde unter der Hausthür verhandelt. Die Mutter war grämlich und sagte: „eine garstige Sache, so verliebt zu sein.“ — „Sind Sie es denn nicht gewesen, meine liebe Signora Angiola?“ fragte ich. — „Freilich bin ich's gewesen, aber jetzt bereu' ich's auch. „Ich, Mama,“ sagte Marietta geschwind, „nach dreißig Jahren will ich's auch bereuen.“

Dome hatte eine Bettstelle bekommen und war etwas gnädiger. Marco hatte der „Susurra Marietta“ sein Herz geschenkt und ihr als erste Huldigung seine parfümirte Waschseife zu Füßen gelegt.

VII.

Ser Vincenzo, der Albergatore, hatte zwei üble Gewohnheiten. Jeden Morgen pochte er uns aus dem Schlafe, um zu fragen, was ich zu Mittag befehle, und jeden Mittag kochte er das Gegentheil von dem, was wir befohlen hatten. Das langweilte uns. Dazu lag Dome uns in den Ohren; sie wollte wieder kochen, um uns wieder bestehlen zu können. Wir sagten ihr, sie möchte wieder kochen — wir wußten nicht, was wir sagten.

Marietta machte sich meine Fenster zu Nutze, um von ihnen aus ihren Mailänder auf der Marine zu sehen.

Zwei Mal hatte sie es kaum gethan, so war es auch dem Papa bereits hinterbracht. Ich war eben dabei, ihr vorzupredigen, da trat, in den Mantel gehüllt, den Hut auf dem Kopf, wie ein Melodramenvater, der Marschall herein, und sprach von der Tochter, die seine Balkoni entehre.

Marietta wollte antworten, ich schickte sie fort, setzte mich hin und predigte dem Alten vor. Obwohl ich ihn ein über das andere Mal Radetzky nannte, war er doch halsstarrig. Er versicherte, die Tochter möchte aus dem Fenster springen, das Fieber und Alles, was sie wollte, kriegen, nur nicht den Mailänder. Sobald wir fort wären, würde er sie einsperren. „Lieber Marschall," sagte ich, „da bleib' ich bis in die Ewigkeit hier." Er ging, ohne daß ich etwas ausgerichtet hätte.

Bei dem Kinde richtete ich am nächsten Morgen noch weniger aus. Sie war eigensinnig, sah prächtig hübsch dabei aus, aber war eigensinnig wie eine Ziege oder wie ein verliebtes Mädchen und zwar wie ein dalmatisches. Solche resolute Obstination haben wir bei uns denn doch nicht, wenigstens nicht so offen. Ich sollte an Alberto Mazzucato schreiben, meinen Professor am Conservatorium, welcher auch der des Mailänders gewesen war. „Und dann schicken Sie mir die Antwort," sagte Marietta. — „Cara mia, das kann ich nicht — die muß an den Papa." — „Ja, wenn sie gut ist." — „Auch wenn sie schlecht ist." — „Da schreiben Sie nicht erst," sagte mein Kind ganz trocken, „denn — ich will ihn in jedem Falle. Ich will ihn." Es

ist nicht zu beschreiben, mit welchem festen Trotz sie, immer unter heftigem Stricken, dieses „mi lo voglio“ wiederholte. Giovanna, die vernünftige, gutherzige Giovanna sagte halb grämlich, halb bekümmert: „so macht sie's immer — mi voglio und mi voglio — was soll daraus werden?“ Wir redeten beide der Marietta zu — sie wurde nur noch trotziger, brauchte die Eltern nicht, brauchte Niemand. „Eh, va star' in casa dell' inferno! Ei, gehe du in's Haus der Hölle!“ sagte Giovanna endlich geärgert. „Papa hat doch schon eine Tochter einem Manne gegeben, der Nichts hat, einem Handwerker, einem Schneider,“ murrte Marietta und strickte. Giovanna strickte und schalt: „Wie? er hat ein Haus, wenn auch nur klein, und Felder — ihm gehts gut — man muß doch nicht eine Sache für die andere sagen.“ Giovanna war die Vernunft, die Unparteilichkeit, Marietta die kleine verliebte Unart, aber bildhübsch dabei.

VIII.

Der Tag darauf war, um brittisch zu reden, ein splendider Tag. Ich schrieb den Vormittag, gelobte mir aber feierlich, den Nachmittag nicht zu schreiben. Wie gerufen kam daher Don Paolo, um mich zu fragen, ob ich ausfahren wolle.

Ich verlangte gleich nach dem höchsten Punkte, und so sahen wir die Abendröthe vom Blasko aus. Es war da oben wieder ächt dalmatisch, wie Dalmatien nun ein Mal

geworden ist: felsig, einsam, duftig von Wachholder und Immortellen. Was für prächtige Wachholder gab's! Wie kleine Bäume. Und so voll! Hier hätte ich den Dzenevri aus meiner „Amimone" nicht sagen lassen können: „Und ich, mit meinen spinnendünnen Gliedern."

Und dann unten die Welt der Inseln, der Buchten, der Häfen, der Campagnen! Wer irgend könnte, müßte durchaus von Sebenico nach Spalato nur über den Vlasco fahren. Allerdings hängt es davon ab, ob man in Sebenico den einzigen Wagen bekömmt, der dort ist. Wir bekamen ihn nicht.

Es war Alles blau, nur der Westen purpurn, und der Mossor so wie der Biokovo hortensiafarben. Wir fragten uns, wie es uns denn sein würde, wenn wir dieses Meer und diese Luft nicht mehr sähen.

Von San Elia, dem Berg hinter Traú, trennte uns eine Thalschlucht, die ganz Stein mit wenig dunklen Gesträuch war. Die Bua hatte, von hier gesehen, die Gestalt zweier Vorgebirge, welche durch einen gekrümmten Isthmus verbunden wurden. Der Hafen von Saldua lag uns links, rechts der schöne der Bussolina und Kraljevac, ein ganz kleiner Scoglio, wohin die Sage König Bela vor den Tartaren flüchten läßt. Man frägt sich nur, was er dort mit den Seinigen wohl gegessen haben könnte.

Langsam waren wir hinauf gefahren, hinunter brachten uns die kroatischen Pferde Fanfogna's in fünfundzwanzig Minuten. Wir kamen wieder an Seghetto vorbei, einer

Villa, d. h. einem Dorfe, welches dicht am Meer in lauter Mandelbäumen liegt und wenig kleiner als Traú ist, das liebe Traú, wo wir schon zu Hause waren.

Marietta hatte den ganzen Tag über mit mir gemault, am Abend aber kam sie an: ich möchte doch den nächsten Morgen mit ihr in die Messe gehen.

IX.

Wir gingen mit ihr. Der Mailänder spielte im guten Styl des Conservatoriums: rein und fest. Als er fertig war, kam er in seinen Mantel gehüllt, langsam an uns vorüber und grüßte. Marietta war sehr schön, als sie ihm dankte.

Wir ließen sie mit Freundinnen nach Hause gehen und machten mit dem Grafen und Don Paolo einen Spaziergang zwischen den Hecken nach den Bergen zu. Bei der Rückkehr kamen wir auf dem Platze zwischen der Brücke und dem Landthor durch einen kleinen Sonntagmarkt. Wir blieben unter dem Volke stehen, bewunderten den schön rothbesetzten Sadak einer Morlacchin aus Zagoria, „hinter den Bergen," und fragten eine Frau aus Seghetto, ob sie mir ein Paar Terlukke stricken wolle. Sie war willig und eine drollige, dreiste, beredte Frau. Sie frug, natürlich auf illyrisch, wo ich her sei. „Weit," sagte ich ihr, „hinter den Bergen, hinter dem Meere." Sie lachte mit großen Augen und frug dann, wer mein Mann sei — ob Otto oder Paolo? Kaum hatte sie jedoch diesen ins Auge gefaßt

und das blaue Band um seinen Hals gesehen, so fuhr sie erschrocken zurück und rief: „aber er ist ja Priester!“ Nun war's also Otto — daß keiner von Beiden es sein könne, fiel der guten Frau nicht ein — einen Mann mußte ich doch haben.

Ein heiteres Mahl erwartete uns im großen Tinello von Casa Fanfogna. Die Contessa Catarina war eine einfachliebenswürdige Frau mit ein m Nonnengesichtchen und schönen dunkelbraunen Augen, welche sie dem ältesten und dem jüngsten ihrer drei Knaben gegeben hatte. Alle Formen in diesem Hause waren altvornehm, d. h. schlicht, fromm und würdig, dabei ohne die mindeste Steifheit. Der Agent, d. h. der Verwalter saß in seinem Nationalkostüm mit bei Tische und half wiederum gelegentlich dem gewandten Bedienten, der Costa hieß und ein wenig das Factotum war. Der Hausherr selbst legte am Büffet die Suppe vor und reichte uns nach dem Aufstehen den Kaffee. In den Speisen herrschte das Grünzeug und das Geräucherte vor, der Wein war eigenes Produkt, nur für uns etwas zu amabile. Wir zogen, besonders zu Fleischspeisen, den vino schietto, den herben Wein, vor.

Als wir einige Stunden später im Zwielicht auf unserm temporären Sopha saßen, klopfte es an die Thür des Vorsaals. Otto ging öffnen, ich hörte ein Scharren von Stimmen, ich ging sehen was es wäre und fand Otto und zwei fremde Herren, sich im Dunkeln große Verbeugungen machen. Einen Augenblick war ich verblüfft, dann bat ich Otto,

Licht zu holen, und die Herren, in den Salon zu kommen. Sie thaten es und fuhren fort mit Verbeugungen, die ich nach bestem Vermögen erwiederte. Endlich brachte Otto Licht, und nun erfuhren wir, daß die beiden Herren Dr. Svatinčič, der Kreisphysikus von Traú, und der Capitain Moretta, ein Patrizier von der Insel, und Beide gekommen wären, um uns zu danken, daß uns Traú gefiele und daß wir Dalmatien solche Gerechtigkeit widerfahren ließen. Der Besuch hatte sein Originelles. Ich benutzte ihn, um die alten jovialen Herren zu Verschwornen in der Liebesgeschichte zu machen. Der Marschall hatte Recht, tausendmal Recht, und er war so ritterlich, der alte wackere Marschall, schickte mir was er nur wußte und konnte, kam auch jetzt so galant, mir den Arm zu bieten und mich auf einen Volksball zu führen, wo con brio gesprungen wurde. Und dafür hetzte ich halb Traú auf ihn, denn auch den liebenswürdigen Erzpriester hatte ich zur Vermittelung beschwatzt! Ja warum wollte Marietta durchaus! Tommaseo sagt nicht mit Unrecht: „es ist etwas Furchtbares um die Liebe."

X.

Am Montag machten wir mit Marietta den Besuch bei ihrer Tante.

Es war in einem der weißesten von den weißen Häusern auf der Insel. Ein kosmopolitisches Haus. Die Frau war aus Istrien, die blendend weißen Pavillonbetten in dem

Zimmer für „ausgezeichnete Fremde" waren aus Livorno, die Tassen unter dem Spiegel mit ihren silbernen Untersätzen aus Smyrna, die kleinen bunten Marmorvögel aus Venedig. Einige Jahrhunderte früher wäre das Alles wahrscheinlich auf Piratenart zusammenbracht worden, vielleicht sogar die Frau; jetzt hatte der Kapitän, der Besitzer des schönen neuen Hauses, Alles so legal wie möglich eingeführt.

Der Mailänder war da. Als Musiker war ich recht sehr mit ihm zufrieden, als Liebhaber gar nicht. Er betete mir Marietta lange nicht genug an. Sie dagegen glühete und strahlte in einer brennenden Verklärung der Liebe.

Die Mädchen waren schon am Morgen über mich gekommen. Es sollte ein großer Ball sein, ein eleganter. Dazu sollte ich ihnen Kränze von frischen Blumen machen, wie ich ihnen versprochen hatte, und auf dem Balle sollte ich ihre Mama sein; und ich wäre ihre Mama mehr als ihre wirkliche Mama, und ich wäre so gut — konnten die Kätzchen schmeicheln! Und Blumen aus dem Garten Fanfogna, und die Loge des Conte im Theater und — und — und — es hatte kein Ende. Don Paolo kam und wurde nun seinerseits bestürmt. Er versprach, Alles zu pflücken, was an Blumen da wäre, und dann sollte die Serva morgen auf die Straße nach den Kastellen und alle Blumen holen, die dort an den Hecken wären. Ich verlangte nämlich zu den Kränzen viburnum tinus, und die Kinder wußten nicht was das wäre. Darum sollte die Serva aus Vorsicht alle Hecken ablesen, was dann eine reichliche Ernte versprach.

Und am Nachmittage sollte ich noch weit mehr: dem Mailänder bestimmt den Organistenposten verschaffen, und ihm Musikstunden im Hause Fanfogna verschaffen, und ihn einladen, mir seinen Besuch zu machen. Ich sagte: „carina, ich bin nicht die Madonna, um Alles zu können, und ihn in's Haus laden ohne Papa's Einwilligung kann ich auch nicht. O war da mein jüngstes Fräulein Tochter — nebenbei gesagt, gerade zehn Jahre jünger als ich — war sie böse! Die Mama hatte für den Augenblick wieder ein Mal allen Credit verloren.

XI.

Die discreditirte Mama wanderte am nächsten Tage abermals hinüber auf die Insel und zwar begleitet von Don Marco, Don Paolo und den beiden ältesten Fanfogna, Rugge und Gian Domenico. Das Kloster Maria de dritti war unser Ziel, das einsamste, welches ich noch gesehen. Nur zwei Hunde empfingen uns Anfangs, von denen der eine noch dazu den erbärmlichsten Husten hatte. Der einzige Bruder, welcher eben hier wohnte, war in Traú, so sagte ein kleiner Junge, welcher auf der Mauer saß. Wir sahen in das Thal zu den Füßen des Klosters. Es war voll von Oelbäumen und Aloe. Auf den Höhen, die es einschloßen, lagen Steine, zwischen den Steinen schimmerte die Salbei, die Pflanze der Inseln. Im Bogen der Klosterpforte blühte ein Rosmarinstrauch, Don Paolo brauchte

nicht hoch zu springen, um im Sprunge einen Zweig für mich abzubrechen.

Es fing an fast unheimlich einsam zu werden, da kam an der Spitze einer ganzen Prozession von Oelgefäßen, deren jedes von zwei Männern an einer Stange auf den Schultern getragen wurde, der Laienbruder. Er kannte Otto und mich schon von den Paludi her, und war trotz des Todtenkopfes an seinem Rosenkranze der lebenfroheste Gesell, den man sehen konnte. Wir besichtigten nun zuerst die hohe Grotte, welche unter dem Kloster liegt und sich drei Miglien weit erstrecken soll, dann gingen wir in die kleine Kirche. Die Madonna hier ist mit einer wahren Verschwendung von goldenen und silbernen Weihgeschenken geziert, wollte sich aber durchaus nicht vor uns sehen lassen. Zog Don Marco auf der rechten Seite, so ging der Vorhang auf der linken wieder zu, und versuchte Don Marco auf der linken, war's auf der rechten dasselbe Spiel. „Diamine!“ sagte unser lieber Erzpriester endlich ungeduldig, und wir konnten uns nicht helfen, wir mußten vor dem Altare der Madonna sämmtlich zu lachen anfangen.

In der Klosterhalle, wo keine Klausur ist, bewirthete der Laienbruder uns mit einer Flasche ganz vortrefflichen rothen Prosecco's. Dieser Wein wird aus gewöhnlichen Beeren bereitet, nur daß sie trocken sind. Nach einigen Jahren bleicht er sich aus und wird golden und sehr stark. Auf den Prosecco folgte der Kaffee und ohne vor Durst gestorben zu sein, kehrten wir nach Traú zurück.

Dort hatt' ich Nachsicht mit meinem schmollenden Töchterchen und rief sie herunter auf die Marine, so daß der Mailänder sie wieder ein Mal sehen konnte. Eine ganz spanische Liebe das — an der Kirchthüre, auf der Promenade, und vielleicht noch — nun ich hatte keine Veranlassung eine Personnage aus dem griechischen Liedchen „Verrathene Liebe" zu spielen, aber ich dachte mir so allerlei.

XII.

Der Ball kam nicht zu Stande. Man fürchtete in dem Hause, wo er stattfinden sollte, die Decke könnte einstürzen, und man war in Traú nicht heroisch genug, um „über einem Abgrunde" tanzen zu wollen.

Die Mädchen nahmen die Vereitlung ihrer Tanzträume mit einer großen Ruhe auf; und sie hatten doch wenig Zerstreuung, die armen Kinder. Den ganzen Tag saßen sie oben in ihren nackten Stuben und strickten. Giovanna nähte bisweilen, aber aus Mariettas Händen kamen nie die Nadeln, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, wo die Familie sich in der Küche vereinigte. Der Marschall setzte sich dann auf einen Stuhl, dicht an den Herd, und so gewärmt von dem Feuer, an welchem Signora Angiola das Abendessen von Kraut und Fischen kochte, las er die Thaten seines Vorbildes und Helden. Aber das war nur für ihn allein eine Unterhaltung. Die Mädchen saßen, wie sie den Tag über gesessen. Wie hielten sie das aus? Wie

wurden sie wenigstens nicht vor der Zeit alt? Selten kam eine Freundin, noch seltener gingen sie aus. Spazieren nie. Im Sommer führte Giovanna die Aufsicht auf den Feldern, Marietta aber blieb selbst dann zu Hause, weil die Sonne ihr schadete. Es war eben eine jener farblosen Existenzen mehr, welche von dem wildfarbigen Lande, das ihnen als Hintergrund dient, so geisterhaft abstechen. Und die Mädchen hatten sich in ihr voll Saft und Kraft erhalten. Sie blühten noch, Nichts war an ihnen weder verwischt, noch verlöscht. Und ungeheuer vernünftig bezeigten sie sich bei dem fehlgeschlagenen Balle.

Wenn sich Marietta nur auch so wegen ihres Maestro gezeigt hätte! Da hatte sie mir nun so viel von der Mutter Benedetta erzählt, der Aebtissin der Benediktinerinnen von San Nicolò. Sie war so schön, so klug, konnte so gut sprechen, kurz, war ein Wunder. Sie hatte Marietta unterrichtet und wollte jetzt ihrerseits Unterricht nehmen und zwar auf dem Flügel, natürlich vom Mailänder. Trotz ihrer sechsunddreißig Jahre und ihrer unendlichen Geschäfte, denn sie hatte zur Besorgung der Wirthschaft des Klosters und der Mädchenschule nur zwei Schwestern, wollte sie vom Mailänder noch Flügelspielen lernen. Marietta konnte nicht anders, als die Mutter Benedetta verehren. Auch Doktor Tacconi sagte mir, daß sie eine ganz extraordinäre Person sei, recht tüchtig bewandert im Latein und in der Geschichte ihres Ordens. Wir baten ihn, uns bei ihr einzuführen. Die Mädchen kamen mit und gleich nachdem wir uns in

einem kleinen Sprachzimmer zu ebener Erde niedergelassen hatten, erschien die Mutter Benedetta hinter dem Gitter. Sie war die Freundlichkeit selbst und — auch die Gesprächigkeit. Während der ganzen Stunde, die wir da waren, konnte ich ungefähr zwanzig, höchstens dreißig Worte anbringen. Sie erzählte mir zuerst die Geschichte ihres Sprachzimmers, dann die einer jungen Schwester, die sie erwartete, endlich ihre eigene. Von den beiden ersten Geschichten verstand ich kein Wort, von der letzten begriff ich so viel, daß es sich um zwei paduanische Grafen handelte, die Giuseppe und Francesco hießen, daß eine Braut Gift bekam, daß ein Vater starb, und daß eilftausend Gulden bezahlt oder nicht bezahlt wurden. Zuletzt wandte die ehrwürdige Mutter sich an ihre lieben Töchter und sagte zu Marietta: „o Marietta mein, Marietta mein, wenn du nur nicht" — u. s. w. Marietta hörte ihre Mutter Benedetta ganz freundlich und gelassen an und antwortete kein Wort. Als wir fort waren, sagte ich: „Siehst du, Marietta, die ehrwürdige Mutter sagt auch, du sollst nicht." Was gab sie mir zur Antwort? „Ja, die ehwürdige Mutter sagt es, aber ich werd' es nicht thun."

XIII.

Ein Paradiesestag, wie sie ihn nannten, leuchtete über den sieben Hügeln von Traú, über der Schroffheit der Bua und über dem Golf von Salona. Ich konnte endlich hinaus zu den Hecken an dem Wege nach den Castellen.

Es ist eine Art von Christfest, wenn hier zwischen den Myrthen und dem Ginster die Wachsblumen blühen. Der Schnee, welcher nicht in Krystallen fällt, fällt in Blüthen. Conte Meme hatte mir diese Zeit als eine der höchsten Schönheiten der Gegend gerühmt, und er hatte Recht damit gehabt. Ich war glücklich wie ein Kind. Ein junger Gränzeroffizier, der Schwestersohn Fanfognas, „il Franz," wie er von allen und bald auch von uns genannt wurde, hatte uns begleitet und mühte sich zum ersten Male in seinem Leben mit Blumenpflücken ab. Er brachte mir ganze Garben — ich war fast eifersüchtig, daß er so gut fand. Und doch hätt' ich am liebsten alle Blüte gehabt.

O diese Tage, diese Frühlingsimprovisationen des südlichen Winters, sie kommen wirklich aus dem Paradiese!

Am Abend war es immer noch blau, still und klar. Die Abendglorie und die Vorstadt auf der Insel spiegelten sich im ruhigen, ruhigen Wasser, und ein Schiff mit zwei Masten lag gerade mitteninnen zwischen den beiden Ufern.

Zwei Stunden später lag es noch immer da. Der Mond stand über ihm. Otto war in der Bibliothek, ich saß allein am Fenster und sah mir an, was ich nicht lange mehr und dann vielleicht nie mehr wiedersehen sollte. Und da schrieb ich ein Lied:

Bei Mondlicht.

Brich ab das Zelt
Ein and'res Mal,
Mit Berg und Thal
Liegt da die Welt.

Mit Berg und Thal,
Mit Thal und Meer —
Laß den Raſtplatz leer
Mit dem Sonnenſtrahl.

Laß den Raſtplatz leer
Und zieh' hinaus;
Wer ruht hier aus
Von dem Pilgerheer?

Wer ruht hier aus
In der Welt voll Pracht?
Eine kurze Nacht
Und die Raſt iſt aus.

Und die Raſt iſt aus,
Und — die Raſt iſt nah',
Und die Welt liegt da,
Und Du zieh' hinaus.

XIV.

Und ſo gingen wir in's Theater. Nicht zur Oper nicht zum Schauſpiel — zum Ball. Zum gentilen, öffentlichen Ball. Der, auf welchem wir geweſen waren, war der ungentile geweſen.

Ben — die Bora blies, Marco ſchrie, weil er zu Hauſe bleiben mußte, und wir gingen. Conte Fanfogna, die beiden großen Mädchen, die kleine Mila, wir und Don Paolo. Dieſer verließ uns an der Thüre, weil er als Prieſter ein öffentliches Feſt dieſer Art nicht beſuchen durfte. Ich mit meinen Schäfchen nahm in der Loge Platz. Fan-

fogna und Otto stellten sich in die Mitte des Parterre, und — zwei Paare walzten um sie herum. In einer Loge war ein Gensdarm, in den übrigen Nichts. Der Mailänder kam und unterhielt uns. Da er immer wieder kam, wurde mir's zu viel. Der Marschall hatte mir die Mädchen anvertraut, ich fühlte mich mamahaft verantwortlich. So wär' ich denn genau nach der strengerlaubten halben Stunde aufgebrochen, wenn nicht — unglaubliches Ereigniß — Masken angekündigt worden wären. Es waren Anfangs nur vier, dann wurden es sechs. Zwei setzten sich in eine Loge, vier kamen herab, tanzten, schnatterten und plagten den Mailänder. Dank den Masken, hatte Marietta das Glück, noch eine halbe Stunde länger die rothe, silberverbrämte Mütze ihres Geliebten zu sehen, welche er zugleich mit einem blauen, ebenfalls mit Silber besetzten Rock als Capo-Banda trug. Im Ganzen war Marietta noch am vernünftigsten. Giovanna wollte durchaus tanzen, und die kleine Mila gar dableiben. Ich sammelte jedoch meine kleine Herde mit Autorität und führte sie nach ihrer Hürde zurück. Don Paolo war bei Bora und Mondlicht umhergewandert und kam uns entgegen. Ich versicherte ihm auf Gewissen: bei diesem öffentlichen Feste hätte er getrost erscheinen können.

Zu Hause fanden wir, daß Marco aus rabbia gegen die Thür gefallen war und sich das Näschen zu Marmelade gequetscht hatte. Die nächsten Tage konnte er gar nicht ausgehen, sondern mußte sich unaufhörlich Umschläge machen

Er wurde ungemein bedauert, es war ganz, als wären wir Schuld an seinem Unglücke. Hätten wir auf die Gefahr hin, daß er sich in der eiskalten Nacht erkälten könne, ihn hübsch in das Theater mitgenommen, so würde er nicht böse geworden sein und sich nicht die Nase zerschlagen haben. Es ist gar nicht zu beschreiben, was in Dalmatien die Kinder verzogen werden. Was sie auch immer thun mögen — „putelli!“ heißt's „putelli!“ Ich begriff immer nicht, wie bei dieser Zucht oder vielmehr Nichtzucht so ordentliche Menschen zu Stande kommen konnten, wie ich denn doch im Ganzen um mich her sah. Allerdings gab's Ausnahmen, vom Verziehen mein' ich. Ich Hause Fanfogna sah man eine, und es wurde einem förmlich gesetzmäßig wohl dabei.

XV.

Don Paolo sagte mir am Morgen nach dem Balle im Theater, man habe mir in Casa Fanfogna einen Strauß dazu bereit gehalten, im Falle ich einen gewünscht hätte. Ich verlangte ihn sehr eifrig, aber er war nun nicht mehr zu haben — die Contessa Caterina hatte ihn der Madonna geschenkt.

Il Franz machte sich daran, mich zu entschädigen. Er brachte mir in die Bibliothek einen neuen, ganz frischen Strauß, an welchem ich sehen konnte, daß in Traú die Mandeln wirklich im Januar blühen, und am Abend sandte er mir durch die andern Herren zwei Hände voll der schönsten Monatrosen, die er sich, man wußte nicht wie, ver-

schafft hatte. Es war das einzige Mal, daß ich in Dalmatien Blumen bekam.

Immer mehr indessen überzeugte ich mich, daß man eigentlich nicht sagen dürfe, „in Dalmatien", sondern in Zara, in Traú, in Spalato u. s. w." sagen müsse. Ganz wie in der Schweiz kein Canton dem andern, so gleicht hier an diesem Küstenstriche des adriatischen Meeres keine Stadt der andern. In Traú z. B. war es um drei Grad wärmer und um zwanzig Grad natürlicher als in Spalato. Jeden Abend hatten wir hier ein Plauderstündchen; der Conte, Don Marco, Don Paolo kamen abwechselnd oder zusammen. So weit hatten unsere Spalatriner es nie gebracht.

Ich hatte Fanfogna sehr gerne. Er war von einer ungewöhnlichen Länge und von einer ungewöhnlichen Ruhe. Er hatte viel von einem Engländer. Hätte man ihm geglaubt, so war er ein Morlacch, aber man glaubte ihm nicht. Als Gemal der reichsten Erbin in Dalmatien, der letzten Garagnin, verwaltete er mit Besonnenheit die weitläufigen Besitzungen der Familie. Eine solche Verwaltung ist nirgends leicht, in Dalmatien ist sie schwer. Man braucht dazu ebensoviel Geduld wie Energie. Fanfogna hatte Beides. Ein Zug malt oft den ganzen Menschen. Zur Zeit, als auch in Traú die Nationalgarde grassierte, war Fanfogna Commandant derselben. Die Garde verlangte, die Banda der Stadt solle für sie spielen. Die Banda, welche sich ebenfalls die „nationale" betitelte, wollte spielen, aber nicht

vorausziehend, sondern auf dem Ehrenposten, nachziehend. Fanfogna heischt das Vorausziehen — Differenz — die Banda erscheint nicht beim Frohnleichnamsfeste. Am Nachmittag will sie auf der Marine spielen — „das Volk" ist erbittert und wirft sie etwas mit Steinen. Die Bandisten glauben, Fanfogna habe ihnen diese Begrüßung verschafft, sie schwören Rache, und ich glaube ein Fleischer setzte Napoleonsdors auf den Kopf Fanfogna's. Dieser erfährt es. — „O, das ist doch zu wenig," sagte er; „ich setze wenigstens noch andere acht!" So ruhig-ironisch und dabei wohlwollend fand ich ihn immer. Die alten Grafen Garagnin hatten ein Haus im großen Styl gemacht, immer Fremde, immer Gesellschaft, immer offene Tafel. Fanfogna respektirte die Gewohnheiten der „Alten", so lange diese lebten, und nahm seine eigenen an, sobald er sich an der Spitze des Hauses sah. Die Traúriner bedauerten etwas die Zeit „der Alten", vielleicht lebte Fanfogna selbst nicht ganz seiner Neigung gemäß. Wenigstens sagte er öfter: „Wir leben eigentlich nicht, wir arbeiten nur." Aber was man Leben nennt, wäre für die Contessa Caterina eine Qual gewesen. Ihr war nur wohl in der Häuslichkeit und im Gebet. Fanfogna lebte, wie sie wünschte; der starke Mann dämpfte sich so, wie es der zarten, schüchternen Frau wohlthat. Mir gefiel das ungemein.

Don Paolo war von dem starken lebhaften Typus der Brazzaner. Ich würde ihn gerade nicht zum Priester bestimmt haben. Er selbst bekannte, daß es ihm an Geduld

mangeln würde, um mit der gehörigen Sorgfalt irgend eine unwissende kleine Herde zu weiden. Er war Priester geworden, wie man es in Dalmatien wird. Ein Knabe zeigt ungewöhnliche Fähigkeiten — „laßt ihn Priester werden". Dem Kinde gefällt die Kleidung, die Auszeichnung — es will. Der Seminarist will vielleicht schon nicht mehr, aber welchen andern Weg soll er einschlagen, um sich geistig hervorzuthun? Zu allen andern Studien bedarf es mehr Geld und mehr Zeit. Und so wird man Priester, weil man nichts anderes werden kann. Don Paolo war nicht der einzige von dem jüngeren dalmatischen Clerus, den ich mit dem Bedauern ansah, daß so viel Thatkraft und so viel Ehrgeiz nie auf freien Spielraum hoffen dürften.

Don Marco dagegen war der echte praktische Priester. Er hatte als Pfarrer von Soghatta die Oelhaine pflanzen lassen, welche das Dorf jetzt mit solcher Fruchtbarkeit umgaben. Immer heiter, wohlwollend und nachsichtig war er eine der liebenswürdigsten Naturen, die ich kennen gelernt hatte, und ich bin überzeugt, auch eine der vortrefflichsten.

Ich war der Nachsicht meiner Traúriner Freunde so gewiß, daß ich es mir einfallen ließ, eine Conversatione zu geben. Alle kamen. Meine Töchter saßen sehr zierlich, artig und gerade da. „Il Franz" sprach auch nicht eine Sylbe mit ihnen und gefiel ihnen eben deßwegen außerordentlich — er wäre so sehr bescheiden, meinten sie. Es war wenigstens eine neue Art, jungen Mädchen zu gefallen. Giovanna aber hatte es sonst schlimm. — Ihr Antonio

ging am nächsten Morgen fort, und sie wurde gedrängt, sich zu entscheiden, ob sie ihm einen Kuß geben wollte. Sie wollte durchaus nicht, sie widerstand uns Allen. Der ehrliche Antonio dachte gewiß nicht, daß wir uns sein Wohl so zu Herzen nehmen und daß der wärmste Anwalt für ihn der liebe Erzpriester war.

XVI.

Den nächsten Morgen um zwölf, als ich eben bis über die Ohren in zerrissener Wäsche steckte, ein Artikel, welchen die Dalmatierinnen, wenn sie überhaupt zu waschen geruhen, in wahrhaft erschreckender Vollkommenheit liefern; am nächsten Morgen um zwölf also klopfte es an meiner Thür, und Marietta kam herein und fragte, ob Antonio mir Addio sagen dürfe.

Er trat ein, Giovanna folgte ihm — sie hatte ihre Nähterei in der Hand, gerade als wäre es weiter gar Nichts, daß Antonio in wenigen Minuten fortsolle.

„Sie verlassen also Ihre Braut, Signor Antonio?“ fragte ich.

„Es muß sein, Signora,“ antwortete er einfach, wenngleich bewegt.

„Aber haben Sie wenigstens einen Kuß bekommen? Wir haben gestern das Möglichste gethan, um Ihnen einen zu verschaffen.“

„Nein, Signora, sie will nicht — sie ist zu hart.“

Ich versuchte nochmals Giovanna zu überreden. Sie sah allerliebst aus in ihrem Wollen und Nichtwollen. Sie hätte eigentlich gar zu gern gewollt, aber sie wollte darum doch entschieden nicht — selbst das half Nichts, daß ich die geistliche Autorität Don Marcos citirte.

„Was wollen Sie, Signora?“ sagte endlich der wackere Antonio, „si vuol pacienza in sto mondo — man muß in dieser Welt Geduld haben. Wenn ich zurückkomme, wird sie ganz und auf immer mein sein; daran will ich denken. Wir werden uns auf englische Art die Hand geben.“ Er that es kurz und still; sagte zu mir: „La stia bene, geh' es Ihnen gut,“ und wollte gehen.

„Aber, Giovanna, wie kannst Du!“ rief ich vorwurfsvoll.

Sie nahm eine Wachsblume aus einer Vase. „Da, die Blume schenk' ich Dir.“

Der geduldige Antonio wollte sie nehmen. „Nein,“ sagte ich,“ soll es einmal nichts weiter sein, als eine Blume, dann wenigstens eine Rose.“ Und ich ging und wählte die schönste Rose aus meinem Strauß und gab sie Giovanna.

Giovanna küßte die Rose. „Da, Toni mein, nimm an den Kuß auf der Rose.“ Und Antonio, der schlichte, trockene Seemann, nahm den Kuß des Mädchens von der Rose und ging.

XVII.

Als er fort war, da war er ein Engel, ein absoluter Engel. Giovanna setzte sich auf das Sopha, bewunderte

bald meine Wäsche, trocknete sich bald die schönen Augen — sie hatte sie noch schöner als Marietta — und Antonio — nun, Antonio ritt mit seiner Rose nach Spalato, um sich am Abend auf dem Vapore nach Triest einzuschiffen und von dort aus als Maschinist des Lloyd nach Constantinopel zu fahren.

Ich saß wieder bei den „Scintille" von Tommaseo. Wirkliche Funken. Abermals zog ich mir einige aus und commentirte sie.

San Nicolo nahe bei Padua.

„Die Sonne spielt wie mit jugendlicher Freude im Wasser und auf dem neuen Grase, und vervielfältigt das Gras in dem klaren Wasser.

Welch' ein Frühlingsduft, welche Anschaulichkeit der Wasserklarheit!

Corsika.

„Der Himmel ganz rein; man weiß nicht, ob mehr Abend- oder mehr Morgenland."

So in Dalmatien. Ein Akkord, halb Asien, halb Europa. Venetianische Schatten und Halbmondblitze unter griechischem Himmel.

Marseille.

„Diese Pfade, welche die kahle Ebene durchschneiden, beklemmen mir das Herz. Ich stellte mir diesen so armen Boden wallend von dichtem Grün vor."

Das hab' ich mir zwar in Dalmatien nicht vorgestellt, im Gegentheil, ich wußte die Entblößung, aber darum thut sie mir nun, da ich sie sehe, doch nicht minder weh. Um-

sonst wirft die Farbe ihren Zaubermantel darüber — die traurige Wahrheit, welche er verbergen soll, bleibt doch: Mangel an Bäumen, Mangel an Regen, Mangel an Regen, Mangel an Fruchtbarkeit.

Tarbes.

„Die Qual der Qualen ist für mich das Warten. Ich ertrage den Schmerz, aber nicht die Langeweile."

Ja, ich möchte mich wohl auch nicht langweilen dürfen. Prächtiges kleines Traú, hier hat mich noch Niemand gelangweilt, außer die Dome. Und die hab' ich ja dazu im Dienst. Als Geduldprobe. Aber auch als gehörige!

Als ich so weit war, kam Dome herein. Sie kam des Tages wohl so an zwanzig Mal herein. Fragte man sie: „Aber, um Gott, was habt Ihr denn ewig und immer zu kommen?" so grunzte sie, als wollte sie einen beißen: „Eh, ich gehe schon." Aber sie war doch drinnen gewesen.

Zu Mittag gab sie uns fast nichts Anderes mehr, als Sauerkraut und geräuchertes Schweinefleisch, und von diesem auch blos das Fett. Beklagte man sich über dieses gar zu trübselige Einerlei, so bekam man zur Antwort: „Eh, wenn es nun weiter Nichts gibt!"

Des Abends wollte sie nie schlafen kommen. Um ein Uhr war Otto genöthigt, sie in der Küche oben holen zu gehen. Auch da widersetzte sie sich noch.

Sie weigerte sich zu waschen. Hatte man sie zuletzt dazugebracht, so wollte sie nicht trocknen. Und erreichte man es endlich, daß sie trocknete, so kochte sie nicht.

Sie hatten sie in Traú so verrückt gemacht. Sie hieß Cameriera und Dome mia, und hörte Lobsprüche über ihre rothe Farbe. Ihrerseits sprach sie von großen Städten, das wollte sagen von Spalato, und bekam Nerven. Meine unschuldigen Wachsblumensträuße mußten aus dem Zimmer heraus, wo sie schlief. Sie sollte doch nicht etwa schlafen, wo Blumen wären? Sie konnte einen wirklich „arrabiat" machen. Und wenn sie sich denn so recht übernatürlich absurd geberdete, so sagte die Signora Angiola: „Was wollen Sie, Signora? gioventù! gioventù!" Ich wünschte diese fünfzigjährigen dalmatischen Jugenden wer weiß wohin.

Man wird uns fragen, warum wir die Dome denn nicht kurz und bündig aus dem Hause spedirten? Ja, wir hätten es allerdings thun sollen, aber wir fürchteten uns instinctiv vor dem Spektakel, den es geben mußte, wenn wir versuchen wollten, die Dome los zu werden.

Verdrießlich beschäftigt mit eben dieser Alternative, entweder Spektakel oder die Dome weiter, hatte ich, bei meinen „Scintille" gestört, diese liegen lassen, und war in's Vorzimmer gewandert, wo meine Blumensträuße standen, seit die Nerven der Dome sie nicht mehr in der Stube duldeten. Auf einmal mache ich die Augen groß auf — mein Glas mit den Rosen fehlt. In diesem Augenblicke kommt die Dome die Treppe heruntergeklappert, in ihren garstigen schwarzen Pfoten meinen kostbaren morgenrothen Strauß. Hat davon oben vertheilt, „zur Messe an die Signore", hat damit gehaust, als wär' er ihr geschickt.

Bei Allem hatte meine Geduld gehalten, jetzt riß sie. Das Attentat auf meine Rosen war mir zu viel. Ich war's jetzt, die den Spektakel machte. Dome sollte nicht mit nach Ragusa, das versprach ich ihr. Sie schrie, wie besessen: sie würde nicht mit, und wenn ich sie bäte. Zum ersten Mal seit vielen Tagen waren wir einig, nur, leider, mein schöner Strauß war verdorben.

XVIII.

Ich saß in der Bibliothek und wartete auf meine Töchter. Don Marco half mir warten. Otto war hingegangen, um die Mädchen zu holen; der Conte hatte mich freundlich aufgefordert, sie mit in die Soirée zu führen, bei welcher wir Abschied von den Traúrinern nehmen sollten. Sie waren sehr stolz auf diese Einladung, und mußten ihr wohl ganz besondere Ehre mit einem ganz exquisiten Putz machen wollen, denn sie kamen und kamen nicht.

Endlich brachte Otto sie, und sie sahen in der That allerliebst aus. Ihre Tracht bestand wie immer aus einem Rock, einem halbausgeschnittenen Jäckchen und einem Tuch, welches um den Ausschnitt des Jäckchens festgesteckt wurde, aber Rock und Jäckchen bestanden aus seidenem brochirten Stoffe, aus den Aermeln des Jäckchens kamen weiße hervor, das Tuch war von kirschrothem Atlas, am Nacken zusammengerafft, mit Blonden besetzt und mit einer schönen Broche zugesteckt, und nicht weniger als drei goldene Ketten vollendeten diesen Staat alla Traurina.

Die übrigen jungen Mädchen, welche wir im Salon versammelt fanden, waren in ihrer modernen Tracht bei Weitem nicht so hübsch, wie Marietta und Giovanna. Aber ach, Giovanna tanzte! Als ob gar kein Toni in der Welt gewesen wäre! „Giovanna, wenn er das wüßte!“ sagte ich, sie zupfend. „Und Du, die Du ihm noch am letzten Morgen versprochen hast, nicht zu tanzen!“ — Sie guckte mich aus ihren großen naiven Augen an, sagte vergnügt: „Ach er wird's nicht erfahren!“ und tanzte weiter.

Marietta sah prächtig vornehm aus, als sie auf verschiedene Anforderungen ruhig zur Antwort gab: sie tanze nicht. Sie tanzen! Und der Maestro?

Ja, der Maestro, der Maestro! Ich erfuhr's am Abend später, warum die Mädchen gar nicht dazu gekommen waren, zu kommen. Marco plapperte es mit der Unschuld der Kinderindiscretion aus. „Der Maestro, der Beppo, der mit der rothen Mütze war oben,“ schwatzte der kleine Wicht, „und da kam der Herr, und da haben wir geschwind das Licht ausgelöscht und uns versteckt, denn wenn der Herr den Maestro sieht, so schmeißt er ihn zum Hause 'naus.“ Ich dachte: „Bub! gut, daß Du fortkommst — Du wärst mir hier in einer schönen Schule.“

XIX.

Ich hielt Marietta noch eine rührende Rede. Fanfogna hörte mir zu und sprach dann auch. Marietta hörte uns Beide an und versprach, sie wolle mit dem „Pflanzen der Familie“ noch

ein Jahr warten. Darauf umarmte ich sie und Giovanna und verließ das weiße Haus an der malerischen Marine von Traú.

Dome blieb dort zurück. Sie sollte per barca fahren. Sie hatte natürlich zuerst wieder nicht gewollt. „Im Wagen war sie gekommen, im Wagen wollte sie auch wieder fort," das kam sie mir sehr gesetzt und gefaßt zu erklären. Ich richtete mich vom Einpacken in die Höhe. — Dome rührte kein Stück an — und eben so gesetzt und gefaßt wie sie, sagte ich: „Der Wagen des Grafen ist zu klein für uns Alle, und wär' er selbst nicht zu klein, so mag ich doch nicht mit einer bestia fahren." — „Wie soll ich da fort!" fragte sie sanft. „Zu Wasser, wie es bestimmt ist," antwortete ich eben so sanft, „und wenn Ihr nicht zu Wasser wollt, so zu Fuß." Zwei Minuten später kam sie wieder: „Padrona, da ist der Barcarol."

Diese durch keine Ursachen motivirten und durch keine Uebergänge vermittelten Abwechslungen von Wuth und Ruhe habe ich bei allen Frauen aus dem dalmatischen Volke beobachtet. Bald bäumten sie sich auf wie die Pferde, bald lagen sie auf den Knien und flehten um Vergebung. Wohlverstanden, Dome that das Letztere nicht; nur das Erstere. Sie war, was sie war, mit Bewußtsein, mit dem Gefühl der Berechtigung sich so und nicht anders zu betragen. Sagte man ihr aber: „ma tu sei matta", aber Du bist toll, so antwortete sie: „son matta per mi", ich bin toll für mich. Das wollte sagen: es ging Euch nichts an, wie sie sich betrug. Es war das lediglich ihre Sache.

Genug, ich ließ sie im Hause D. zurück, ungefähr mit dem Aufathmen, wie man ein Paar zu enger Schuhe auszieht, und ging nach Casa Fanfogna, um der Contessa Caterina die Hand zu geben und den kleinen Gian-Luca zu küssen. Alle Andern, Fanfogna, die beiden ältesten Knaben, il Franz, Don Marco, Don Paolo, Doktor Tacconi, begleiteten uns über die Brücke an den Wagen. Dort fanden wir noch mehrere Herren und, ich glaube wahrhaftig, einen Theil der Schuljugend. Wir fuhren ab, als wären wir persone di distinzione. Fanfogna kam mit uns bis nach Castelnuovo, wo sein Cassin ist. Dort nahmen wir Abschied auch von ihm. Marco streckte die Aermchen nach ihm aus und wollte ebenfalls küssen und geküßt sein. Das hatte der Junge auf der ganzen Reise noch nicht verlangt. Man sah es recht an ihm, wie heimisch wir in dem lieben, kleinen, gastfreundlichen Traú geworden waren.

XX.

Anfang eines Briefes an den Paolo Dominis.

Ragusa, den 16. April 1853.

So ist Ihr langes Stillschweigen erklärt, und das buon-cattivo oggetto ist — wo? Es gehört viel Vocation dazu, um sich von Traú bis Ragusa zu verlieren. Indessen man konnte sie von Micchiel Vitturi erwarten. Sein von Ihnen beschworener Geist irrt vielleicht an der griechischen Bucht umher, um den seiner Geliebten zu suchen. Vielleicht

aber hat er auf dem Papiere so geendet, wie er in der Wirklichkeit hätte enden sollen — im Meere. Nun, in jedem Falle soll ich ihn in einer neuen Kopie haben, also hilft ihm sein Desertiren nichts, nur Sie, armer Don Paolo, haben doppelte Mühe.

Und die Marietta ist nicht nur Braut, sondern wird vielleicht schon in diesem Monate Frau. Das geht ja — mit dem elektrischen Telegraphen. Meine letzte schöne Rede war in den Wind. Alle schönen Reden sind „Wind und für den Wind", wie wir arme Menschen „Erde für die Erde" sind. Das „mi lo voglio" hat gefruchtet. Und der Marschall — zuletzt doch wie nachgiebig! Im Januar noch: „lieber das Feuer im Hause, als den Maestro!" und jetzt im März: Heirat, den väterlichen Segen! Man sieht recht: „chien qui aboie ne mord pas."

Aus einem Briefe an den Doktor Ivo Kaznačich.

Ragusa, den 22. April 1853.

— „Ich bekam heute eine „telegraphische Depesche" aus Traú. Sie ist vom 19. d. M. 5 Uhr Morgens datirt und lautet: Gestern Abend um 8½ Uhr sprach Marietta das verhängnißvolle Gelübde aus, welches sie auf immer an ihren B. bindet. Bis um 10½ Uhr Serenade, dann eine kleine Erfrischung. Die jungen Eheleute wohnen in unserer Nähe. Die Fenster sind noch zu."

Nun, natürlich waren sie noch zu. Sollten sie offen sein! Aber wer verheiratet sich so mit Dampf? Marietta,

scheint's. Ich bin verdrießlich, daß der Maestro sie so schnell bekommen hat. Se pure si fosse annegata?!

Dieses annegarsi ist vortrefflich. In der That, ein Mädchen, welches ohne Vorsicht heiratet, thut nichts Anderes, als daß es sich kopfüber in's Wasser stürzt. Wird sie sinken, wird sie schwimmen? Der Ausdruck also ist vortrefflich, aber die Sache — schwerlich.

In der Bibliothek.

Fast ebenso viel wie in dem neuen bürgerlichen Hause D. auf der Marine, waren wir in dem alten patrizischen Garagnin am Landthor. Die Bibliothek war mehr unser Zimmer als das Fanfogna's. Sie war geräumig, hoch und hatte zwei Fenster, von denen das eine auf die Hügel von Traú sah. Rings herum gingen die Bücherschränke, auf ihnen standen Statuetten. Der Thüre gegenüber war das Bild des Erzbischofs Garagnin.

Sollte man glauben, daß in Dalmatien die Literatur nichts weniger als romantisch ist? daß sie eine Perrücke trägt, wie nur je die unsere zu Anfang des vorigen Jahrhunderts?

Und doch ist's so. Die Dalmatier, so überoriginell im Leben, sind in der Literatur so altherkömmlich wie möglich. Alle fast schreiben nach klassischen Vorschriften. Höchst selten nur wagt Einer, er selbst zu sein. Unter diesen Ausnahmen springt auf das Glänzendste Giulio Bajamonti hervor, welcher zugleich Arzt, Compositeur, Schriftsteller und vor Allem Cyniker war. Gebürtig aus Spalato, war er Arzt auf Lesina,

fünf Jahre lang ein Arzt ohne Kranke, weil man auf Lesina nicht krank ist. Vielleicht war es aus medicinischem Ingrimm über diese allzugroße Gesundheit gewesen, daß er sich über die Statuten von Lesina hergemacht und sie in seiner Weise, d. h. auf eine ganz heillose Art, commentirt. Kein französischer Feuilletonist hat heutzutage das Geheimniß, treuherzig boshaft zu sein, so weg, wie Giulio Bajamonti, il medico di Lesina, es im vorigen Jahrhundert besaß. Ganz ernsthaft versichert er: „Die Lesignaner sind ehrlich, nur stehlen sie gern die grünen Pfirsiche und Muskattrauben.“ Weiter: „Es wurde in Lesina mehr bestraft, wenn Einer ein Haar aus dem Schwanze eines Pferdes zog, als wenn er lästerte oder einen Richter schimpfte.“ Endlich: „Wird Einer geschimpft oder geschlagen, und antwortet er oder schlägt wieder, so bekommt er nicht die Hälfte der Strafe, die sein Angreifer bezahlen muß, wohl aber, wenn er sich schimpfen und schlagen läßt.

Eine Frau, welche auf einem Diebstahl betroffen wurde, verlor beim Betrag von fünf bis zehn kleinen Liren, von denen eine zehn und drei Viertel Kreuzer galt, das rechte Ohr, bei zwanzig bis dreißig das rechte Ohr und die Nase, bei dreißig bis vierzig die Nase und die Lippen, und stahl sie über fünfzig, so wurde sie „so lange verbrannt, bis sie todt war.“ — Es ist seltsam, daß man nicht lieber darauf gekommen ist, sie durch die Zunge zu bestrafen, meint der Bajamonti nachdenklich.

Ein Dieb von edler Geburt verlor Augen und Hände

und durfte nie mehr in ein Amt gewählt werden, und wer Fürbitte für ihn that, bezahlte dreißig Lire. Der Bajamonti bemerkte hierbei: „Dieses Gesetz hätte den Dieben die Luft benehmen müssen, Diebe von Lesina zu sein.“ Weiterhin sagte er: „Ein Erlaß von 1543 könnte auf den ersten Blick glauben machen, daß damals der Gebrauch stattgefunden habe, die Ziegen, die Kühe, die Maulthiere, die Esel und andere ähnliche Geschöpfe schwören zu lassen, doch später sieht man, daß es sich um Menschen handelt.“

Der Bajamonti soll auch eine Geschichte von Dalmatien geschrieben haben, aber das Manuscript ist verschwunden und noch nicht wieder aufgefunden worden. Gedruckt dagegen ist seine Geschichte der Pest.

Spalato ist das dalmatische Rom. Die Politik war in den Händen der Bischöfe, oft selbst die Gewalt; der Tempel ist ein Problem, welches das Christenthum vom Heidenthum empfangen und nicht zu lösen gewußt hat. Spalato hat einen Garten, in welchem Steine wachsen, ein goldenes Thor, an welchem Kupfer für Bier gezahlt wird, und Spalato hat eine Palastliteratur und eine Pestliteratur.

Das älteste Blatt von dieser findet sich in den gestis civium spalatinorum, in welchem der Spalatriner a Cutheis die Pest von 1348 mit einem wahren Luxus von allen möglichen raben- und kohlschwarzen Tönen also malt:

„In jener Zeit war die Luft verpestet, düster und neblicht. Die Sonne war um Mittag gänzlich verdunkelt, und die Sterne schienen außer der Nachtzeit; der finstere und

schwarze Mond erlitt Verfinsterung; ein Komet mit einem großen Schweif erschien leuchtend am westlichen Himmel, und die übrigen Sterne fielen von ihren Stellen am Himmel auf die Erde. Man sah den Himmel offen, und aus dieser Oeffnung drang das Feuer des göttlichen Zornes. Furchtbare Erdbeben herrschten an vielen Orten, verschiedene feuchte Winde wehten pfeifend mit der größten Gewalt. Sich in die Höhe erhebend, hörte das stürmische und aufgewühlte Meer mit Brausen nicht auf, und alle Elemente gaben schmerzliche und traurige Zeichen. Bei Nacht um die Mauern der Städte her ziehend, ließen nnzählige gefräßige Wölfe heulend ihre Stimmen laut werden, brachen, nichts mehr als Menschenblut trinkend, nicht mit heimlicher Hinterlist, sondern offen in die Häuser der Dörfer ein, raubten die Kinder vom Schooße der Mütter, zerrissen, in Scharen eindringend, mit ihren schneidenden Zähnen nicht nur Kinder, sondern bewaffnete Männer, und verschlangen viele todte Körper, die sie aus den Gräbern gruben. Und nicht nur Wölfe und andere reißende Thiere, sondern auch Dämonen wurden gesehen. Auf den Häusern sitzend, ließen Kucku's und Uhu's des Nachts klägliche und jammervolle Gesänge hören, zahlreiche Fledermäuse bauten sich Nester in den Häusern und Gebäuden. Zahllose Raben, bei Tage über den Städten fliegend, krächzten mit vielem Geräusch, desgleichen kreischten, in reichlichen Scharen durch die Luft streichend, Habichte und Geier."

Es ist ein wahrer cwal of horrors, eine Parlamentsver-

sammlung von Schrecken. Zuletzt kommen auch noch die Furien und berauben durch ihre Erscheinung die Menschen nicht nur des Verstandes, sondern machen sie auch „stumm und sprachlos“. A Cutheis war ein Mann des Pleonasmus, ein Mann, von dem man durchaus nicht mehr verlangen kann, als er gibt.

Der Bajamonti behandelt den schönen schwarzen Gegenstand mit einem gewissen bittern Humor, welcher einem zwar seltsam vorkommt, aber doch macht, daß man das Werk als ein Unterhaltungsbuch liest. Nach einer Widmung an die „Illustrissimi ed Eccellentissimi Signori Angiolo Maria Gabriel e Zaccaria Valaresso, Ampliss. Senatori Veneti“ beweist er in seinem ersten Kapitel ausführlich, wie und warum man sich vor allen Krankheiten möglichst hüten müsse, „denn,“ setzt er hinzu, „man glaubt nicht mehr, daß die gesellschaftlichen Körper von Zeit zu Zeit einer Ausleerung bedürfen, damit sie sich von den Ueberfüllungen erleichtern und von den Unreinigkeiten befreien, die sich in ihnen erzeugen.“ Den Inhalt des Werkes andeutend geben zu wollen, wäre wenig lohnend, indem dabei die Behandlung wegfallen müßte, die allein das Buch erträglich macht. Ich will mich mit einem Zuge begnügen. Ein Mönch schildert, wie er die Beichte einer todtkranken Frau gehört. „Ich sah die Pestbeule unter ihrem Arme,“ schreibt er, „aber ich hatte gut getrunken und die Pfeife im Munde.“ Man stelle sich in der letzten Stunde einen also versicherten Beichtvater vor!

Von Ivan Bunič Vučičevich, einem Ragusäer Patrizier-Poeten, übersetzte ich zwei Liebeslieder. Das erste lautet:

Skladno li te narav mila.

Süß mit allem Reiz geschmücket
Gleich der Rose auf der Flur,
Hat, o mein geliebtes Mädchen,
Dich geschaffen die Natur.

Sie die Königin der Blumen,
Du die Krone aller Frau'n,
Sie des Frühlings Schmuck, wie Frühling
Deine Jugend anzuschau'n.

Ihre helle rothe Farbe
Decket böse Dornen zu,
Herz des Löwen, Sinn der Schlange
Birgst mit Deinem Antlitz Du.

Von den linden Schmeichelwinden
Von dem Frühthau nährt sie sich,
Meine heißen Seufzer, meine
Bittern Thränen nähren Dich.

Mit dem Morgenroth erblüht sie,
Mit dem Abend welkt sie ganz,
Deine Schönheit glänzt am Morgen,
Und am Abend wächst ihr Glanz.

Einfach, für den Bunič sogar ganz merkwürdig einfach. Ragusäischer ist das zweite.

Skomo hočeš, ma Ljubica.

Sprich, wem willst Du, meine Liebste,
Deine Honiglippen geben,
Zwischen denen Rosenblüte
Sprießt und mächtig Wollustleben?
Könnte, lieblich Eden mein,
Nicht für mich ihr Zauber sein?

Sag', auf wen, Geliebte, willst Du
Hold die schwarzen Augen neigen,
Welche mir den hellen Morgen
Und der Sonne Aufgang zeigen?
Käme doch durch ihre Macht
Weißer Tag in meine Nacht!

Wen, mein Gut, willst Du beglücken
Mit dem glänzendreinen Haare,
Dessen Licht mir heller dünket,
Als das Morgenroth, das klare?
Wär' ich der, den binden soll
Diese Fessel wonnevoll!

Wem bestimmest Du den Busen,
Und den Hals, den schlanken, reinen,
Welche weißer als die Lilie
Und der Schnee der Alpen scheinen?
Wär', ach, wäre ihre Pracht
Meiner Seele zugedacht!

Reichen Lohn für meine Mühen,
Süß bestricken, hold bezaubern,
Wenn mir meine Wonne gäbe
Lippen, Busen, Haar und Augen!
Herrin, eile, gib sie mir,
Sonst entweicht die Seele mir.

Von Preradovich, dem tiefempfindenden kroatischen Lyriker, übersetzte ich nur ein Liedchen, welches ich in der „Zora dalmatinska" fand. Es ist im Volkstone.

Maid und Vogel.

Vogel singet auf dem Aestchen,
Auf dem Aestchen an dem Rande
Von dem grauen weiten Meere:

„Ueber's Meer, da möcht' ich fliegen!
In drei Tagen und drei Nächten
Werd' ich über's Meer wohl kommen."
Hört die junge Maid den Vogel,
Hört den Vogel, singt dem Vogel:
„„Weder Aeste gibt's noch Aestchen
Auf dem grauen weiten Meere,
Und nur schwach sind deine Flügel,
Und drei Tage und drei Nächte
Wirst Du nimmer fliegen können.""
Vogel hört das junge Mädchen,
Hört das Mädchen, singt dem Mädchen:
„Siehst Du nicht die blaue Brücke,
Welche über's Meer sich spannet?
Treue Liebe trägt der Himmel,
Wenn ihr erdwärts sinkt der Flügel."

Anna Vidowich, die beste dalmatische Dichterin, hat auch viel in die „Zora dalmatinska" gegeben. Was diesen Gedichten fehlt, ist Eigenthümlichkeit. Sie sind studirt einfach, doch ist ein Talent, welches sich in zwei Sprachen mit Leichtigkeit bewegt, immer ein sehr beachtenswerthes. Die größere epische Arbeit der Dichterin beruht auf einer wahren Begebenheit. Sieben Miglien von Sign ist auf der Straße nach Spalato eine bergige und waldige Gegend, welche sich ungefähr vier Miglien von Cucusov-Klanačz bis Ženski-Klanačz hinzieht. An diesem letztern Punkte, welcher „Frauenschlucht" bedeutet, wurde bei der Begleitung der Braut nach dem Wohnorte des Bräutigams eine Hochzeitsgesellschaft von Haiduken überfallen. Viele Svati blieben todt auf dem Platze, und auch die Braut hatte dieses Schicksal. Sie hieß Anka, ihre Mutter kam um sie klagen und rief

dabei unaufhörlich: „Anka moja, moja Anka! Meine Anka, Anka mein!“ Und darnach heißt noch jetzt die ganze Gegend Mojanka.

Im Gedichte ist der Räuber der Geliebte Anka's, Stanko, der sie dem ihr aufgezwungenen Paval entführt. Dieser folgt mit seinen Freunden, ein blutiger Kampf entbrennt, Stanko findet das viele Morden unnütz und fordert Paval auf, es durch einen Zweikampf zu endigen. Paval hat nichts dagegen, kämpft, wird verwundet und stürzt. Anka kommt herbei und höhnt ihn aus — eben nicht sehr weiblich. Paval bekommt auf einmal wieder Kraft, springt auf und ersticht Anka mit seinem Messer. Seinerseits wird er von Stanko umgebracht und dann folgt moja Anka u. s. w. Eine ächte Frauenbehandlung, nebenbei in fünffüßigen Trochäen und mit Reimen nach Belieben.

Von einer ragusäischen Dichterin, Fiora Zuzzeri, wollte ich eigentlich eine literarische Novelle schreiben, aber die Zeit fehlte mir, und ich mußte mich mit einer biographischen Skizze begnügen.

Fiora's Vater war Franzesco Zuzzeri, ihre Mutter Maria Radaglievich. Die Zuzzeri stammten aus Bosnien, wo sie das Dorf Zamandria und den Fürstentitel besaßen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kamen sie nach Ragusa, und 1430 entsagten sie ihrem Titel, um sich in die Cittadinanza aufnehmen zu lassen.

Die zweite von sechs Töchtern wurde Fiora 1555 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Die

Ragusäer beschäftigten sich damals zugleich mit dem Handel und den Wissenschaften. Die Ragusäerinnen zeichneten sich durch wissenschaftliche Bildung aus. Fiora hatte zu Freundinnen Nicoletta Resti, eine bedeutende Latinistin, Giulia und Speranza Bona, Beide Dichterinnen, und Maria Gondola, welche die Philosophie der Alten verstand.

Nachdem Francesco Zuzzeri die jüngste Tochter Margharita an Girolamo Primi in Ragusa verheiratet hatte, ging er mit den übrigen nach Ancona, welches er sich seiner Geschäfte wegen zum ferneren Aufenthalte gewählt hatte. Mehrere Male jedoch machte er Reisen nach Ragusa, und mehr als einmal begleitete ihn Fiora. Endlich verheiratete sie sich 1577 mit Bartolomeo Pescioni, einem reichen florentinischen Edelmann, und lebte von da an für gewöhnlich in Florenz.

Sobald sie in dieser glänzenden Stadt erschien, wurde das Haus Pescioni der Sammelplatz, wo von den feinsten und besten Geistern Poesie, Kunst und Wissenschaften besprochen wurden. Kein Wunder also, daß Fiora das lebendige Florenz dem stillen, abgelegenen Ragusa vorzog. Doch besuchte sie von Zeit zu Zeit die Vaterstadt, und dann war ihr Haus dort, was es in Florenz war. Fiora sprach und dichtete gleich gut, sowohl im Toskanischen, wie im Illyrischen. Ihre Specialität war das Epigramm, und ihr poetisches Talent wird von ihren Zeitgenossen sehr hoch erhoben. Aber umsonst ist zu Ragusa nach einer Spur von ihren Poesien gesucht worden, umsonst hat man die

Bibliotheken von Florenz durchstöbert, und so fängt man denn an zu argwöhnen, daß wohl der größte Werth der Dichtungen in der Schönheit der Dichterin bestanden haben dürfte, und daß vielleicht Fiora's Verehrer, um den Ruhm der Verehrten nicht zu schmälern, die gepriesenen, aber unbedeutenden Erzeugnisse von Fiora's Muse mit stiller Pietät beseitigt haben möchten.

Es wäre dies für eine so schöne Frau nicht zu viel gethan gewesen. Ich sah später ihr Bild. Ein regelmäßiges, vornehmes, etwas preciöses Gesicht, die Nase fein gebogen, der kleine Mund mit dem Bewußtsein von seiner Schönheit geschlossen, das Haar kurz und üppig gelockt. Nur zwei lange Locken ringeln sich an dem stolzen Halse auf den plastisch vollendeten Busen herab. Die Kleidung besteht in einem tiefausgeschnittenen schwarzen Stoffkleid mit Spitzenberthe und Perlenagraffen.

Unter den Verehrern dieser so großen Schönheit, welche noch obenein Epigramme machte, zeichneten sich als besonders leidenschaftliche zwei Ragusäer aus: Domenico Ragnina und Domenico Zlatarich. Der erstere wurde nicht weniger als sieben Mal zum Rettore der Vaterstadt gewählt, der zweite bekleidete diese Würde an der Universität von Padua. Es war auch hier keine geringe, wenn auch nicht wie in Ragusa die oberste. Ginnosiarca oder Rettore degli Artisti war der Titel, die Kleidung bestand aus Toga und rothem Obergewande, aus einer goldenen Stola mit Edelsteinen und aus rothen Schuhen. Der Rektor hatte viele

Diener in einer besonderen Tracht hinter sich, vor sich einen Liktor mit einem silbernen Stabe, und bei öffentlichen Feierlichkeiten nahm er unmittelbar hinter dem Bischof und dem Gouverneur Platz. Zlatarich leistete in diesem Amte sehr Bedeutendes und gewann besonders viele Ehre, indem er einen gefährlichen Zwiespalt zwischen den deutschen und französischen Studenten auf das Glücklichste beilegte.

Diese beiden Männer nun huldigten, obwohl beide verheiratet waren, der ebenfalls verheirateten Fiora auf das Wärmste. Ich weiß nicht, was ihre Frauen dazu gesagt haben mögen. Ein dritter Verehrer war Niccolo Gozza, dessen Frau, Maria Gondola, später der gefeierten Fiora eines der philosophischen Werke ihres Mannes widmete. Ich will hier nicht nach Appondini Biographie machen, genug, daß Fiora in Dedicationen, in Prosa und Poesie gepriesen wurde und fortfuhr, abwechselnd in Ragusa, in Florenz und in Ancona zu wohnen, wo ihre vier andern Schwestern verheiratet waren. Sie überlebte ihren Mann, der Zlatarich sie. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt.

Ein sonderbares Buch ist der poetische Herold von Don Niccolo Mugliacich, Priester in Spalato. Es ist eine Sammlung von Complimenten an alle mögliche vornehme und gelehrte Herren, von Schäfergedichten und Hymnen, von Briefen und Uebersetzungen aus dem Illyrischen in's Lateinische, aus dem Lateinischen in's Italienische, natürlich Alles aus dem vorigen Jahrhundert. Der Autor ist ein Schäfer mehr in Perrücke, ein „agreabler" Herr, spaßhaft und witzig.

Mitunter hat es sehr gute Sachen darinnen, wie z. B. diese Strophen aus einer Warnung an eine gewisse Dame von dem „edlen und gelehrten Manne, D. Zaccaria Guidoti, Traüriner“, welcher Lateinisch, Italienisch, Illyrisch und Hebräisch verstand. Die in Rede stehenden Verse sind in der dritten dieser Sprachen und zwar in der alten Orthographie geschrieben.

Kako ub je Zmay çlovika
S 'mugnom svoga od podgleda;
Tako i occo gljubovnika
Morì Sardze, ko ga gleda.

Na daleko uho odkeni,
Kad ti slavì, Pisnii poju;
Da glase taschi i vitreni
Ne priteghne gljubav tvoju.

Tischi obçay skoka gluha,
Kom 'ne uddu çarcovniçi;
Jer zavtara obba uha
Na gnihove glasse, i réçi.

Wie den Menschen schlägt die Schlange
Mit dem Blitze ihres Blickes,
Also macht das Aug' des Liebsten
Auch dem Herzen Angst und bange.

Halte weit entfernt die Ohren,
Werden Lieder Dir geschrieben,
Daß ihr eitel windig Klingen
Nicht entfalten mög' Dein Lieben.

Mach' es wie die taube Natter,
Welcher nie die Zaub'rer schaden,
Weil sie beide Ohren schließet
Ihrer Stimme, ihren Reden.

Eine andere altväterische Curiosität sind die Ravosvati, die poetischen Akademiker von Zara. Sie hätten in Gottes Namen ohne Wiederbelebung bleiben können, mochten sie nun wirklich todt oder nur scheintodt sein. Ihren Orazione e Poesie nach, welche sie dem Provveditore Francesco Grimani bei seinem Abgange nach Venedig drucken ließen, muß eine solche dalmatische Akademie von 1757 noch absurder gewesen sein, als ein norddeutsches literarisches Theekränzchen Hoffmann'schen Angedenkens in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts.

„I contorni di Sebenico" vom Rath und Doktor Giapich aus Zara sind, ohne bedeutend zu sein, natürlich geschrieben und geben wenigstens wirkliche Bilder, nicht blos poetische Floskeln. Besser noch sind von demselben Autor „Biblische Paraphrasen." Die von „an den Flüssen Babylons" erinnerte mich an die Verse Byrons über dieselben Worte.

Di Babilonia sulle averse sponde
Sedemmo, e a te, Sion, eran rivolti
I pensieri e gli affetti e i sospiri.
Mute pendean dai salici piangenti
Le nostre cetre, ed il nemico invano
Degl' inni di Sion chiedeva il canto.

Es gibt auch vom Rettore Bernardino Bicego, I Contorni di Spalato, ein agrarisch-descriptives Lehrgedicht, welches, 1814 gedruckt, folgende Stelle über Salona enthält:

Hier siehst nur Steine Du, und selbst das Gras,
Als fühlt' es unterm Boden kriechen noch
Die Funken der zerstörungswüth'gen Flamme,
Will hier nicht wachsen, und der Dorn allein,
Der herbe Schmäher einer solchen Pracht,
Führt mit den bessern Pflanzen Krieg.

Viel beschäftigt habe ich mich mit den geschichtlichen Dokumenten über Istrien und Dalmatien, welche V. Solitro aus der Marciana entnommen und mit Anmerkungen herausgegeben hat. Man hat mehrfach an ihrer Echtheit gezweifelt. Was sich aber nicht bezweifeln läßt, weil man es empfindet, das ist der Duft der alten Zeit, von dem sie durchdrungen sind. Wie gut sind z. B. folgende Blätter von einem Tagebuche aus dem Kriege, in welchem Cypern von Selim II. genommen und dagegen von Don Juan von Oesterreich die Schlacht von Lepanto gewonnen wurde.

„Der Kapitän Drazio Ascoli hatte sich am 4. August 1571 mit 100 Mann gegen Traú hin postirt. Gegen Abend hört er von einer Annäherung der Türken und bricht auf. Zwei Miglien hat er gemacht, da stößt er auf zwei wunderschöne Mädchen, noch in der ersten Jugend. Und sie erzählen verzweifelnd: Die Türken haben den Morgen über in ihrem Dorfe gehaust, und wollen Frauen und Kinder gefangen fortführen, als die Männer von den Feldern herbeistürzen. Sie fallen, unbewaffnet wie sie sind, über die Türken her. „Nicht anders als todt, ihr Türkenhunde, sollt ihr uns haben," schrien sie und rufen die Madonna und San Giovanni an. Die Türken schließen um

die Frauen und die geraubten Kinder einen Kreis, die Frauen raffen auf, was sie finden und durchbrechen ihn. Die kleinen Knaben ziehen ihre Schleudern aus den Taschen und werfen Steine. Und auf dem Gebirge zeigt sich eine weißgekleidete Frau, und wenn sie die Dalmatier ansieht, so macht sie das Kreuz und lächelt, und wenn sie die Türken ansieht, droht und weint sie. So fliehen endlich die Türken und lassen alles Geraubte zurück, nur einer führt einen Knaben und ein Mädchen mit sich, die Beide auf seinem Pferde festgebunden sind. Aber nach wenigen Schritten schon entweichen ihre Seelen und schwingen sich als zwei weiße Tauben in die Luft.

Das erzählen die weinenden Mädchen. Ein Soldat, Antonio Ralich, kniet nieder, gelobt mit entblößtem Schwert Rache bei Gott und der benedeiten Jungfrau, und Alle schwören ihm nach.

Und es ist am 4. September. Die Türken sind vor Zara. Die Nacht haben sie auf den Höhen an der Landseite zugebracht, vor den Kanonen geschützt durch ihre christlichen Gefangenen, die sie immer in die erste Reihe schieben. Dieses Mal sind es zwei Priester. Der eine, Ante Beglich, weint und ißt nicht, der andere, Franizza Starich, lacht und ißt, und erzählt den Türken heilige Legenden. Ihr Imam sagt gnädig: Der Messias sei des Propheten Freund, und dieser wolle dem Messias wohl. „Muhamed war kein Heiliger," antwortet Franizza nnd erhält dafür von einem Türken eine große Ohrfeige.

In der Stadt ist den ganzen Tag vorher Tumult gewesen. Einige Frauen rufen ihre Männer aus den Reihen, die andern ermuthigen die ihrigen zum Kampfe. Die Landleute flüchten sich herein. Eine Frau kommt mit zwei Kindern an der Brust, stürzt nieder, macht die Kinder los, reicht sie den Wächtern hin und stirbt.

Die Türken haben Bresche geschossen und wollen eindringen. Mit drei Söhnen hilft Zuane Catich aus Zara sie zurückschlagen. Ein Luca Lucovich, welcher, nachdem er die eigene Schwester getödtet, dem Galgen entflohen und Renegat geworden ist, ruft Zuane zu: „villano, Deine Vorfahren haben für die Meinigen den Acker bebaut — jetzt werde ich Dir Deinen Widerstand lohnen!“ Damit schießt er dem einen Sohne, welcher den Vater decken will, in's Herz, und will dann mit dem Messer auf die Beiden andern los, als ein zwölfjähriger Knabe einen Stein schleudert und dem gigantisch großen Luca ein Auge auswirft. Der neue Goliath stolpert zwischen den Steinen, wird gefangen genommen und nach einer Predigt vom Provveditore aufgehängt.

Ein Oberst mit 200 Mann fällt den Türken in den Rücken. Hundert Mann sind Morlacchen, welche den Monat vorher in Traú gewesen sind, und jetzt den besondern Befehl haben, die Türken nicht eher zu plündern, als sie Erlaubniß dazu erhalten. Die Türken schwanken einen Augenblick, sammeln sich aber gleich wieder und fechten heftiger, denn zuvor. Da ruft Antonio Ralich: „Ihr, schlimmer als

Weiber, daß ihr Euch am Morgen nicht mehr Eurer Schwüre vom Abend erinnert! Geht, ihr Treulosen, ich werde allein vorwärts, und Ihr werdet sehen, daß wenigstens ich Wort halte. Er sprengt in's Getümmel — vor ihm ist der Türke, der die beiden Kinder fortgeführt und sich dessen unter den Mauern soeben gerühmt hat. „Türkenhund, jene lieben Kindlein sind im Paradiese — Du sollst durch meine Hand in die Hölle kommen!" Mit diesem Gruße haut der Ralich ihn vom Pferde. Der Türke liegt und verflucht den Propheten und die ganze Welt; das Pferd Antonio's scheut und bäumt sich, und zerschmettert mit seinem Hufe des Türken Kopf. Da schreit Alles: „Es lebe Ante! gelobt sei die Madonna und der benedeite S. Sime!" und Alles folgt dem Ralich, und die Türken fliehen."

Diese Erzählung ist nervig und voll Bewegung. Eine zweite, mehr mystische, bezieht sich auf die Schlacht bei Lepanto.

„Als," so lautet sie, „Luca Jablanaz am 22. August Abends von seinem Felde nach Salona zurückkehrte, traf er einen alten Mann, der hatte einen so zerstückelten Mantel um, daß es ein Wunder war, wie dieses Kleidungsstück noch halten konnte. Luca fragte ihn: „woher?" Der Andere wollt' es nicht sagen, sondern bat nur um ein bischen Brod als Almosen. Unserer, von Allen hier als gutherzig gekannt, gibt ihm Brod und Käse und eine Flasche zum Trinken, und dann nimmt er Abschied von ihm. Luca hatte ungefähr dreißig Schritte gethan, als er hinter sich

einen großen Lärm hörte; er drehte sich um, und sah drei ganz unbekannte Männer, grüngekleidet, im Handgemenge mit dem alten Manne. Wie der alte Mann bemerkt, daß Luca ihn ansieht, macht er ihm ein Zeichen, sich nicht zu bewegen, nimmt Erde, streut sie auf die Häupter seiner drei Angreifer, und diese verschwinden wie durch Zauber, als wären sie Rauch. Jablanaz sieht das, bekreuzt sich und fragt: „Vater, ich bitte Dich, wer bist Du? woher? und womit können wir Dir dienen?“ Der alte Mann antwortet nichts, als: „Geh' nach Hause, guter Luca, und verkünde, daß Euere Christen gegen den Aufgang kämpfen und sieg=reich sein werden.“ Und damit wandte der alte Mann sich etwas zur Seite und wurde wie Feuer und nie mehr gesehen, weder vor= noch nachher.“

Noch eine dritte Geschichte und dann genug: „Drei Barken von der Brazza landeten am 24. Oktober bei Al=missa, sie kamen aus Spalato, wo sie Korn geladen hatten, und mußten vor dem schlechten Wetter an's Land flüchten. Kaum waren sie dort, so sahen sie auf der Erde Waffen und zwei türkische Mützen. Also schifften sie sich hastig wieder ein — das Wetter war zum Glück ruhig geworden. Vom Gebirge hörten sie fluchen, und siehe, es war eine türkische Wache, welche ins Land hinein schrie und Zeichen machte. Dann verschwand sie oben und erschien kurze Zeit darauf unten, gefolgt von einer ganzen Schar. Die Braz=zaner schifften ruhig, weil sie sich bereits außer Schußweite befanden; da wirft in der Barke des Duja=Bacich eine

Frau, welche rudern half, das Ruder plötzlich hin, rauft sich das Haar und schreit: „Paval!“ Alle starren sie an — sie fällt wie todt hin — sie war gewahr worden, daß ihr Knabe am Ufer vergessen worden war. Man sah ihn jetzt am Ufer mitten unter den Türken — er winkte weinend mit beiden Armen zur Umkehr. Sein Vater wollte die Barke wenden, doch die Uebrigen wollten nicht, nicht um Eines willen Alle sterben. Umsonst drohte und verzweifelte der Vater, da sprach ein junger Mann aus Almissa, Gregorio, so eindringlich, daß er die Herzen bewegte und die Barke gewendet wurde. Eine zweite schloß sich an — man hörte, wie das Kind vom Ufer aus rief: „Kommt zurück, um Jesu willen, kommt zurück, denn sie tödten mich! Mein Vater, komm' zurück — sieh' Dich um in der Barke — Dein Paolo ist nicht mit Dir!“ Die Türken würden das Kind auch wirklich getödtet haben, aber ihr Anführer erinnerte sich, daß einst, als Sasso noch christlich war, ein Christ aus dieser Festung ihm seine beiden Knaben und einen Diener zurückgesandt hatte, die durch Ueberfall gefangen genommen worden waren. Folglich wurde Paval seinen Eltern zurückgegeben. Die Mutter umfaßte weinend die Knie des Türken, welcher ein so menschliches Gedächtniß hatte, und Brazzaner und Türken trennten sich als Freunde; aber sechs Stari Getreide hatten die Brazzaner doch hergeben müssen.“ Der Schluß ist besonders naiv.

Wer nicht naiv ist, das ist Casatti, dessen Witwe noch in Traú lebte. Bei einem großen Talent, sich die Stoffe

zu wählen und zurecht zu legen, ging ihm gänzlich das ab, sie zu handhaben. Seine Erzählungs- und Schilderungsweise ist ebenso geschraubt wie eintönig.

Der beste seiner Romane ist „Ban Horvath", dessen Inhalt kurzgefaßt folgender ist: König Ludwig herrscht in Ungarn vierzig Jahr, die zweiten vierzig des vierzehnten Jahrhunderts. Bei seinem Tode läßt er die Stände seiner Erstgeborenen Maria schwören. Sie liebt und wird wieder geliebt von Sigismund, Markgrafen von Brandenburg, Sohn Kaiser Karl IV. Aber auch Ivan Horvath, Ban von Kroatien und Dalmatien liebt sie, seit er sie beim Begräbniß des Königs gesehen. Er läßt durch Paul, Erzbischof von Zagabria, um sie anhalten. Sie schlägt ihn natürlich aus, und ebenso natürlich schwört er Rache und veranlaßt Aufstände in Zara und Vrana. Doch umsonst; jeder Aufstand wird leicht unterdrückt und Maria die Gemalin des Markgrafen. Der Ban verschwört sich nun ernstlicher mit mehreren unzufriedenen Großen, und Paul wird nach Neapel gesandt, um Karl von Durazzo die Krone anzutragen. Dieser nimmt sie an und kommt nach Vrana, wo die Ritter von Rhodus sind. Der Bruder des Bans ist hier Prior.

Karl schifft auf kleinen Barken hinüber nach Segna, und zieht von dort mit einer Schar italienischer Mannen durch Kroatien nach Ungarn. Am Hofe zu Ofen empfängt man ihn als einen besuchenden Verwandten mit offenen Armen. Kurze Zeit darauf bricht die Verschwörung aus,

der Verrath ist da, der Verräther offenbar, und die Drohung von Sigismunds Tod bringt die gefangene Maria zur Thronentsagung.

Karl wird gekrönt. Maria muß sich mit ihrer Mutter in ein altes Schloß unfern von Ofen, Sigismund zu seinem Bruder, dem König Wenceslav von Böhmen, zurückziehen. Doch nicht lange genießt Karl des usurpirten Thrones. Ein treuer Anhänger Maria's, Biagio Forgach, schwört und vollführt seinen Mord.

In der ersten Ungewißheit flieht Maria mit ihrer Mutter Elisabeth. Der Ban entdeckt und faßt sie. Der Bürgerkrieg entbrennt, Sigismund kommt aus Böhmen und endet ihn mit venetianischem Beistande. Maria wird befreit. Elisabeth fällt noch im letzten Augenblicke als Opfer des Priors. Maria wird auf's Neue als Königin anerkannt, Sigismund als König gekrönt, aber die Kroatier weigern sich, ihn anzuerkennen; der Ban gewinnt den König von Bosnien, Tvartko; dieser verwüstet Dalmatien; Spalatro, Traú und Sebenico unterwerfen sich ihm. Da zeigt endlich Sigismund sich als Schwiegersohn Ludwigs, belagert und besiegt die Rebellen im Schlosse Dobor in Bosnien, und der Ban wird von vier schwarzen Pferden zerrissen.

Und das Folgende ist zwar kein Roman, aber ein Romanstoff aus dem Werke des Prudentius Narentinus, „vom Reiche Bosnien und seinen Untergang."

Ein gewisser Debrota oder Dobrota war wegen mehrerer glücklich zu Ende geführter Gesandtschaften von Stephan

Nemagna zum Grafen, sowie zum Ritter des Ordens vom heiligen Sabas ernannt worden. Ebenfalls wegen seiner glücklichen Geschicklichkeit wurde er allgemein Radimir oder Friedensstifter genannt, und dieser Name vererbte sich auch auf die Familie, so daß sie bis zu 1298 Radimirovich hieß. Da aber liebte ein gewisser Vukossav aus ihr seinen Sohn so sehr, daß er ihn stets dobro moje oder dobro moj, mein Gut oder mein Guter, nannte, und davon nahm wiederum die Familie den Namen Dobrotich oder Dobrovich an.

Im Jahre 1463 nun floh ein Dobrotich mit seiner Frau, sechs Söhnen und zwei Töchtern vor den Türken. Bei Visnjevo hielt ihn die angeschwollene Verbagna auf, und er mußte mit den Seinen Schutz in der Höhle Zapecchie am Fluße Ugar suchen. Da entdeckten die Türken, welche Zajeze belagerten, bei einem Streifzuge die jüngste Tochter des Dobrotich, Lilia, die mit einigen Dienerinnen ausgegangen war. Zum Sultan geführt, wurde sie dessen Gemalin, und er gab einen Firman, durch welchen er ihrem Vater „den Ort, der solche Schönheit hervorbrächte," als abgabenfreie Herrschaft schenkte, und als Grenzen derselben nördlich und östlich den Ugar, südlich den Berg Gostyl, westlich die Burg Cometin am Fluße Varhas bestimmt. Eingerichtet in seinem neuen Besitz wollte der Graf die andere Tochter Dorothea an den Edlen Pocvajčich verheiraten, aber der Hochzeitszug wurde, gerade wie der Anka's, von einem gewissen Jaxa oder Jaxich überfallen, welcher

Dorothea liebte und von ihr zurückgewiesen worden war. Er benutzte das Gefecht, um ihr durch eine schwere Wunde das Gesicht zu verunstalten; er selbst, so wie der Bräutigam, kam um's Leben. Der Ort, wo das geschehen, hieß noch lange: Grab des Pocvajčich.

Dalmatien ist reich an Romanstoffen, möchten sie nur erst besser benutzt werden.

Das Kreuz des Paladin.

I.

Weh' mir, auf der Erde seh' ich
Meinen Freund dahingestrecket!
Ganz verändert ist sein Antlitz,
Er wird nicht mehr aufgewecket.

Sagen möcht' ich, daß er ruhe,
Und daß sein Erwachen nah';
Doch mir bangt, er liegt auf ewig
In dem Schlaf des Todes da.

Denn die böse Wunde seh' ich
Rauchend in des Herzens Mitten,
Wenig Weg zu seinem Bette,
Kalten Stein zu seinem Kissen.

Sehe seine trüben Augen,
Welche nicht den Tag mehr sehen,
Trübe wie die Sonn' aus Osten
Angeschaut im Untergehen.

Sehe, wie zum Sohn zu kommen
Sich die Mutter eilt von Weitem,
Während Thränen, herb und bitter,
Strömend ihr vom Antlitz gleiten.

Höre, wie sie jammernd rufet:
„Deine Mutter, Sohn, ist hier!
Ehe noch Dein Tod sie tödtet,
Mein Verlangen, sprich mit ihr!

Meine liebe, süße Seele,
Du mein Schatz in Wirklichkeit,
Deine liebevolle Mutter,
Sie ist hier voll Gram und Leid.

Sohn, Du Lind'rung meiner Mühen,
Mein geliebter theurer Sohn,
Also gibst Du mir nicht Antwort,
Hörst nicht meinen Klageton?

Weh' mir, Du hast ausgeathmet,
Und die Mutter weint um Dich!
Hätte doch nur eine Wunde
Deiner Wunde gleich auch ich!"

Und dann rief sie aus: „O Himmel
Dir ist Wunderkraft gegeben;
Thue jetzt das Wunder, mir
Meinen Sohn zurückzugeben!

Diesen, meiner Liebe Sohn,
Lass' als Gabe, lass' ihn mir,
Reiße, reiße nicht vom Busen
Diese holde Blume mir!

Die ich auferzogen habe
Mir mit Sorgfalt und mit Glück,
Die ich jetzt verloren habe,
Gib mir, gnäd'ger Gott, zurück!"

Leute, rief sie dann zu Hilfe:
„Söhne mein, in Gottes Namen
Traget Luca in die Stadt,
Eh' die Mutter stirbt am Grame!

San Giovanni Traúrino,
Eh' neun Tage hingeschwunden,
Räche Du, ich bitte Dich,
Meines Luca blut'ge Wunden!"

Und sie wollte mehr noch sagen,
Doch ihr Schmerz hat's nicht erlaubt,
Ihre inn're Qual die Worte
Von den Lippen ihr geraubt.

Und die Schwestern haben weinend
Ihren Bruder nun umfaßt
Und geküßt das bleiche Antlitz,
Welches vor der Zeit erblaßt.

Und sie sprachen: „Liebster Bruder,
Unser einz'ges Glück auf Erden,
In dem Frühling Deiner Jahre
Mußt uns Du genommen werden!

Also wird nun die Geliebte
Dir der kalte Marmorstein,
Und Dein Haus das dunkle Grab,
Und Dein Schmuck der Grabkranz sein!

Jeder liebkos't Dir, beklagt Dich,
Alle weinen über Dir,
Doch am meisten thut's Vincenza,
Die versprochen war mit Dir.

„„Was verbirgst Du,"" also frägt sie,
„„Sonne, Dich für mich allein?
Nein, Du starbst nicht, o mein Luca,
Du kannst nicht gestorben sein!

Mir wirst Du auf ewig leben,
Denn mein Herz, bekannt ist's Dir;
Während meiner ganzen Tage
Stehest Du vor Augen mir.

Deine Güte war unendlich,
Wie es die Castellex wissen;
Alles, Alles ward in Dir
Deiner treuen Braut entrissen.

Jetzt verflossen ist ein Jahr
Seit mir Deine Lieb' ein Glück,
Und wie bleib, ein nächt'ger Vogel,
Ich nun ohne Dich zurück?

Wem, Geliebter, wem empfahlst Du
Deine Braut in ihrer Noth?
Und wie wandtest Du Dein Lieben
Ab von ihr im grausen Tod?

Alles hätt' ich Dir geopfert,
Und ich wußte wohl für wen;
Ach, was ist der armen Vice,
Als sie Dich verlor, gescheh'n!""

Und es sangen Alle: „Gott,
Laß' ihn ein zum Himmel geh'n!"

Dieses, im Illyrischen der Küste gedichtete Lied ist das Volkslied der Castella par excellence. Der Verfasser ist Gian Cipico aus Castelnuovo, der, ohne je weder die Rechte noch die Poesie studirt zu haben, zugleich der Anwalt und der Dichter, oder wie man in Dalmatien sagt, der Barde der Castella ist. Darnach muß das Lied beurtheilt werden. Leonardo Dudan schrieb mir darüber: „Wenigstens fehlt in ihm nicht die Leidenschaft, welche denn doch eines der unerläßlichen Erfordernisse in der Poesie ist." Leonardo Dudan hat Recht; das Lied ist voll lyrisch-schmerzlicher Bewegung. Allerdings währt diese etwas

lange und äußert sich eintönig. Das südslavische Volk klagt nicht epigrammatisch, und wiederholt, was es geklagt hat. Aber der starke Ausdruck natürlicher und tragischer Gefühle ist darum nicht minder in den Versen des Cipico enthalten.

Die Begebenheit nun, welche in ihnen als bekannt angenommen und daher nur angedeutet wird, knüpft sich an ein kleines weißes Kreuz, von mir Kreuz des Paladin genannt. Es heißt nicht so, wie auch die Namen in dem illyrischen Liede anders sind, als in meiner Uebersetzung. Wenn man weiter liest, wird man erkennen, inwiefern diese kleinen Veränderungen nöthig waren! Die Stelle des Kreuzes ist an der Straße von den Castellen nach Traú, links vom Wege und etwa eine Stunde vor der Stadt. Es ist niedrig und verschwindet fast in den Myrten. Man kann es übersehen, wenn man nicht besonders aufmerksam nach Einzelnheiten späht. Das Golfufer, bis zu Papali so grün und üppig, wird hinter den wenigen Häusern, welche diesen Namen tragen, plötzlich kahl und sumpfig. In einiger Entfernung ist der Ort eines früheren Dorfes, Tarce, jetzt verlassen wegen seiner ungesunden Luft. Rechts am Berge hängt die kleine Kirche von San Nofrio, d. h. Onofrio, links folgt eine Peschiera und eine Niederlassung von Mühlen. In gleicher Richtung mit diesen ungefähr blinkt an der Straße in der Hecke das niedrige weiße Kreuz.

II.

Es war im Jahre 1832, als eines Abends ein junger Mann in die Apotheke kam, wo sich die männliche Gesellschaft von Traú versammelt. Man geht in Traú nie in ein Café; die „Farmacia" ist der einzige Stelldicheinort für alle Herren, welche zur „Gesellschaft" des Städtchens gehören.

Der junge Mann, mit dem wir es hier hauptsächlich zu thun haben, hieß Luca Paladin und gehörte einer wohlhabenden und geachteten Familie an. Ein Bruder von ihm ist noch heute Professor an einem der dalmatischen Gymnasien. Luca hatte auch studiren sollen, aber nicht gewollt. Sein Naturell war zu unruhig dazu. Er hatte das Schmiedehandwerk gewählt. Wenn man sich erinnert, daß Karl IX. von Frankreich dasselbe und mit Leidenschaft betrieb, so wird man in der Wahl dieses geräuschvollen und gewaltsamen Handwerks einen bedeutsamen Aufschluß über den Charakter Luca's finden.

Im Aeußern war er von ächtem Traúriner Schlage, klein, stämmig, untersetzt. Starker Kopf, breites, in Vorsprüngen modellirtes Gesicht, Kraft ganz und gar, aber allerdings mehr materielle als intellektuelle.

Auch seine Instinkte zeigten sich materiell und das immer deutlicher, je mehr er Mann ward. Liebschaften fehlten nicht. Ich weiß nicht recht, wie ein junger Mann in Traú ein mauvais-sujet sein kann — wie er Raum und Luft dazu hat. Das Städtchen ist so sehr „compassirt,"

sowohl in seiner Bauart, wie in seinen Sitten. Alle sehen Allen in die Fenster — müssen es, die Straßen sind so enge. Die natürliche Folge davon ist, daß Jeder von Jedem weiß, was Jeder thut und auch nicht thut. Wer ein mauvais-sujet von Traú sein will, muß sich darüber hinwegsetzen, daß Jeder ihn als solches kennt. Nun, Luca that das. Er nahm seinen Ruf an. Es muß doch gehen. Man muß in Traú ein — Strick sein können; Luca bewies es.

Wohlverstanden, er that nichts Schlechtes und nicht einmal etwas eigentlich Unrechtes — er machte nur Streiche. Er war ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt, hatte sehr breite Schultern und einen sehr starken Krauskopf, viel Langeweile und wenig Zerstreuung — da soll Einer nicht Streiche machen.

Leider fing er damit an, Streiche zu machen, und hörte damit auf, Schulden zu machen. Sein Handwerk vernachläßigte er. Die Eltern sollten ihm helfen. Sie thaten es das erste Mal und das zweite Mal auch noch — das dritte Mal thaten sie es nicht mehr. Sie sagten: „Sei ordentlich!“ Sie hatten Recht. Luca fand auch nicht, daß sie Unrecht hätten; es störte ihn nur, daß sie Recht haben wollten. Schulden sind Folterklammern, hauptsächlich in einer kleinen Stadt. Luca wußte nicht recht, wo ein, wo aus. Die einzige Thür, welche ihm einen vernünftigen Ausweg aus seinen Schwierigkeiten eröffnet hätte, die tüchtige Arbeit, schien ihm ein verrostetes Schloß zu haben, welches sich nicht mehr öffnen ließe.

Dazu kam, daß eine seiner Liebschaften eine ernstere

Wendung nahm, als die früheren. Er hatte einem Mädchen von der Insel, Francesca Zievich, die Ehe versprochen und sogar schon die Verlobungsgeschenke gegeben. Bald nachher machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens aus den Castellen, einer Vincenza Papali. Sie war aus einem Seitenzweige der alten Spalatriner Familie, wohnte jedoch nicht in Papali. Ihr Bruder, Lorenzo Papali, hatte ein Haus in Castelnuovo. Er war einige zwanzig Jahre, Vincenza ungefähr achtzehn. Zwei andere Brüder waren noch Knaben. Trotz seiner Jugend war Lorenzo durch den Tod seiner Eltern das Haupt der Familie geworden. Vincenza führte ihm die Wirthschaft, eine alte Verwandte leistete dem jungen Mädchen die nöthige Gesellschaft. Es war eine ächte Familie der Castella, heiter, lebensfrisch und gastfrei. Vincenza trug sich alla nazionale. Das that Frane Zievich wohl auch, aber das Castellaner Costüm ist noch schöner als das Traúriner und auch in der Person wurde die Traúrinerin von der Castellanerin übertroffen. Vincenza zeichnete sich vorzüglich durch ihre feine runde Taille und durch die Art aus, mit welcher sie dieselbe sich auf den Wellenlinien der Hüften wiegen ließ. Diese Bewegung ist den Castellanerinnen überhaupt eigenthümlich, Vincenza hatte sie nun bis zur Grazie entwickelt und verfeinert. Luca sah die junge Papali kaum, als seine bisher vagabundirenden Neigungen plötzlich concentrirt und fixirt waren. Mit Frane hatte er sich versprochen, weil man über ihn und über sie so unendlich viel gesprochen, daß er die Geduld verloren hatte, es zu hören.

Mit Vincenza wünschte er sich zu versprechen, weil ihre Gestalt ihm die leidenschaftlichsten Genüsse versprach. An mehr als an die Gestalt dachte er bei ihr so wenig, wie bei jeder Andern — wir wissen, er war der Mensch der bloßen Realität, ohne alle ideale Beimischung. Aber seine Eltern dachten für ihn an Vincenza's gute Familie, an ihre hübsche Aussteuer, an ihr durchaus untadelhaftes Betragen. Nicht daß Frane weniger gut und häuslich gewesen wäre, aber sie war nicht wohlhabend, und wo bei einem Mädchen das fehlt, fehlt viel. Wenigstens wird ihm eines, das gleiche körperliche und geistige Eigenschaften mit der Aussicht auf sichern Besitz verbindet, immer vorgezogen werden. Die Eltern Luca's waren also mit der Liebe ihres Sohnes zu der Schwester Lorenzo's völlig einverstanden; Lorenzo hatte Nichts gegen den jungen Paladin als Schwager; Vincenza willigte anmuthig ein, sich von ihm lieben zu lassen. Es blieb also nur noch Frane's Einwilligung. Aber gerade die erhielt Luca nicht. Umsonst hatte er das Mädchen vernachläßigt und gehofft, von ihrem Unwillen den ersehnten Abschied zu empfangen. Frane wußte, daß sie sich an Luca am wirksamsten rächte, indem sie sich nicht vom Unwillen zu irgend einem Schritte der Heftigkeit hinreißen ließe. — Alles Recht sollte ihr bleiben, alle Schuld auf ihn fallen. War das eine Grausamkeit, so war es eine weibliche, die man einem so schwer gekränkten Herzen verzeihen konnte. Es waren keine Eröffnungen von Seiten der Familie Paladin geschehen, es fand kein eigentlich öffentliches und lega-

les Verlöbniß statt. Dennoch fühlte Luca sich in Frane's Gewalt, besonders so lange sie seine Geschenke in Händen hatte. Mehrmals ließ er sie durch Freunde zur Wiedergabe dieser ihn compromittirenden Liebespfänder auffordern. Frane antwortete immer: er möchte seine Geschenke doch vor Gericht zurückverlangen. Luca gerieth allmälig in eine verzweiflungsvolle Verwirrung. Es ist wahr, Vincenza liebte ihn, er hatte von ihr mehr als Hoffnungen, er hatte sichere Zusagen, aber das getäuschte und beleidigte Mädchen auf der Insel erschien ihm im Gedanken doch wie ein drohender Geist. Seiner Schulden wurden auch nicht weniger. Die Eltern wollten nicht eher etwas thun, als bis er wirklich mit Vincenza verheiratet wäre. Luca's Stimmung verfinsterte sich immer mehr und besonders aufgeregt war er an jenem Abend in der Farmacia. „Meine Eltern werden mich noch zwingen, mich umzubringen," sind Worte, die man von ihm gehört haben will. Einige Freunde suchten ihn aufzumuntern. Er blieb, wie er war. Am andern Morgen wollte er in die Castella. Er bat einen der Freunde, ihm ein Pistol zu leihen. „Wozu braucht Ihr ein Pistol?" fragte der Freund lachend; „Ihr reist ja nicht in die Morlacchei?" — „Die Spitzbuben sollen wieder in der Nähe sein," antwortete Luca; „ich könnte morgen spät zurückkommen — man kann immer nicht wissen." Der Freund brauchte sein Pistol weiter nicht, er ging mit Luca nach Hause und gab ihm dort die gewünschte Waffe. Luca steckte dieselbe sorgfältig ein, als er am Morgen nach Castelnuovo ging. Vin-

cenza und Lorenzo empfingen ihn wie gewöhnlich — er jedoch zeigte sich ungewöhnlich. Ohne Freude an der Gesellschaft seiner Braut, düster, unstät. Mehrmals verließ er das Haus Papali, um in den andern Castellen Besuche zu machen. Ueberall wurde er mit Herzlichkeit aufgenommen, überall aber fiel sein verstörtes Wesen auf. Nachdem er es mehrere Tage so getrieben, sah man ihn nicht mehr in den Castellen, er war im Hause der Braut. Noch einen Tag, und eine Stimme des Schreckens klang durch Traú und die Riviera der Castella hinauf bis nach Spalato: „Der Luca Paladin ist unweit der Mühlen an der Straße gefunden worden, eine Kugel im Herzen.“ Das Kreuz wurde an der Stelle gesetzt, wo der Todte gefunden worden war, und Luca war plötzlich für ganz Dalmatien der Gegenstand eines höchst rührenden Volksliedes geworden.

III.

Ich kannte das Lied nicht, aber ich hatte auf unserer ersten Zurückfahrt von Traú das Kreuz bemerkt und erkundigte mich in Spalato nach dessen Bedeutung.

Man sagte mir: „Es ist dort ein junger Traúriner ermordet gefunden worden.“

„Ermordet? Von den mal-viventi?“

„Nein, von seinem Schwager.“

„Das scheint eine Geschichte,“ sagte ich und bereitete mich zu fragen. Zuerst: wer war der Schwager?

„Es war noch nicht der Schwager, er sollte es erst werden. Der junge Traúriner war mit der Schwester versprochen. Es ist ein Papali.“

„Lorenzo Papali in Castelnuovo?“

„Derselbe.“

„Mein Gott, an den haben wir ja einen Brief. Wir sind noch nicht dazu gekommen hinzukommen, aber einen Brief an ihn haben wir. Und das ist ein Mörder!“ Ich war ganz erregt, ich hatte noch nie einen Empfehlungsbrief an einen Mörder gehabt.

Gleich darauf indessen trat bei mir die kritische Reaktion des Verstandes ein. „Weiß man es aber auch gewiß?“ fragte ich.

„Man hat ihm Nichts beweisen können, indessen ist kaum ein Zweifel. Der junge Mann war am Abend noch im Hause Papali, am Morgen findet man ihn todt an der Straße. Wer hat es gethan? Räuber waren zu der Zeit nicht in der Gegend. Man hat ihn das Haus nicht verlassen sehen. Und dann —“

„Wohl, und dann? —“

„Ein Landmann, welcher in jener Nacht auf der Straße ging, hat gesehen, wie ein Pferd mit einer großen Last von Castelnuovo her von einem Manne bis an die Stelle geführt worden ist, wo man am Morgen den jungen Mann gefunden hat. Der Mann, der das Pferd führte, war der Papali.“

„Das ist ja ganz wie Cäsar Borgia mit seinem Bruder

Gandia. Und trotzdem, daß der Papali gesehen und erkannt worden ist, hat man ihn nicht vor Gericht gebracht?"

„Ein Zeuge genügt nicht. Und dann ist der Papali wohlhabend. Er hat die Untersuchung abwenden können."

„In Wahrheit, une ténébreuse affaire," sprach ich, noch immer ungewiß in meiner Meinung. „Warum sollte der Papali einen jungen Mann getödtet haben, der seine Schwester heiraten wollte? Oder war er gegen die Heirat?"

„Keineswegs. Im besten Einverständnisse mit dem Schwager. Das macht die Sache eben so räthselhaft."

„Oder war er derangirt in seinen Angelegenheiten? Genirte es ihn vielleicht, der Schwester die Aussteuer herauszahlen zu müssen?"

„Auch das nicht. Er ist eher reich als nicht, und war es schon damals."

„Und einen Pistolenschuß hört man doch auch, wenn selbst nur im Hause, und ein Pferd kann inmitten der Nacht doch ebenfalls nicht gesattelt werden, ohne daß es Geräusch veranlaßt? Wie erklärt man diese Unerklärlichkeiten?"

Man wußte mir weiter keine Auskunft zu geben. Man wußte weiter Nichts, als was man mir schon erzählt.

Ich that noch eine Frage. „Die Braut, die Schwester — hat sie den Bruder nicht angeklagt, oder sich wenigstens von ihm getrennt?"

„Nein."

„Und was ist aus ihr geworden?

„Sie hat sich nach einigen Jahren verheiratet.“

Ein seltsamer Schluß zu einer so dunklen Begebenheit. Ein Kreuz und ein Lied für den Gemordeten; für den Mörder Straflosigkeit und ein Leben, wie das aller Welt; für die Braut ein anderer Mann. —

„Ob ich diese Geschichte schreibe?“

„Und ob ich sie schreiben darf?“

„Das Lokal ist gut.“

„Die Geschichte ist auch gut.“

„Der Schluß nur muß anders werden.“

„Vielleicht aber liegt gerade in seiner völligen Prosa die tiefste Tragik.“

„Es ist schauerlich, daß ein solcher Tod keine andern Folgen hat, als ein ganz gewöhnlicher.“

„Wohl — vertagen wir den Schluß noch, der wird sich finden. Seien wir nur erst darüber einig, ob die Geschichte überhaupt zu schreiben ist.“

Phantasie und Diskretion geriethen in einen Prozeß. Die Phantasie hatte große Lust, die Diskretion gerechte Bedenklichkeiten. Endlich kam es durch gegenseitige Concessionen zu einem Vergleich. Allerdings gewann im Grunde die Phantasie den Prozeß, wie es von dem Forum, wo eine Romancière zu Gericht saß, sich nicht anders erwarten ließ.

Das Motiv zur That war gefunden. „Die einzige mögliche Veranlassung,“ hatte ich gleich zu Otto gesagt,

„könnte gewesen sein, daß der Papali den jungen Mann im Zimmer seiner Schwester gefunden und in der Hitze seine beleidigte Ehre gerächt hätte.“ So wollte ich also den Mord begründen. Natürlich sollte Alles nur schattig angedeutet, die Novelle im Ganzen nebel- und räthselhaft gezeichnet werden. Die Phantasie rieb die unbestimmtesten Farben, welche sich wählen lassen. Das Kreuz des Paladin wurde bestimmt ein „Nebelbild.“

Aber indem ich so nach Tönen suchte, um das Verbrechen mystisch und doch naturgemäß zu zeichnen, wurde das ganze Verbrechen mir allmälig wieder völlig zweifelhaft.

„Und wenn es selbst so gewesen wäre, wie ich es jetzt annehme,“ grübelte ich, „so wäre das Verbrechen immer nicht nur unnatürlich, sondern auch gränzenlos dumm. Wie, der junge Mann verlangt nichts lebhafter, als das Mädchen zu heiraten, und der Bruder sollte der Schwester die Möglichkeit nehmen, einen begangenen Fehltritt ohne alles Auffehen zu bedecken? Wohingegen wenn er den Geliebten ermordet — wohl, die Dummheit wäre gar zu arg. Und nun ist der Fehltritt, doch eben nur eine Fiktion, zu der man kommt, weil man nirgends einen andern nur einigermaßen annehmbaren Grund für die That zu finden weiß. Gibt man die That auf, braucht man sich nicht erst um ein Motiv zu quälen. Ich gebe die That auf, ich mache den Papali unschuldig. Immer besser einen Menschen entschuldigen, als beschuldigen. Und die Tragik wird dadurch nicht geringer. Dieser Mann, auf welchem nun sein ganzes

Leben hindurch wie ein Schatten der Verdacht eines Mörders liegt — der Papali wird gewissermaßen der eigentliche Held meiner Geschichte. Der junge Traúriner hat gewiß irgend eine frühere Liebe gehabt, die er um der Papali willen aufgegeben hat. Diese verlassene Geliebte hat's thun lassen, oder auch selbst gethan. Ich bin ganz entschieden. Nur muß die Vice Papali den Bruder im Stillen auch anklagen und sich auf irgend eine Art an ihm rächen. Ihm das Haus anzünden. Ja, ganz Recht. Wenn wir erst in Traú sind, werde ich mir eine Stelle aussuchen, wo das verbrannte Haus gestanden hat. — Ich werde es recht malerisch schildern. Malerischer, als die Landhäuser in den Castellen sind. Einen schönen Garten dabei. Der Papali liebt ja die Blumen. Er liebt die Blumen und ist unschuldig." Ich war fertig mit meinem Plan.

IV.

Und ich kam nach Traú und kündigte meine Absichten an, erstens die: das Kreuz des Paladin zu besuchen, zweitens die: mir einen Ort für das verbrannte Haus zu suchen, drittens die: das Kreuz des Paladin zu schreiben.

Don Paolo hatte mir nachdenkend zugehört. Am andern Morgen sagte er in der Bibliothek zu mir: „Baronin, Sie wollen die Geschichte von Papali schreiben — sind Sie gut unterrichtet?"

„Sind Sie es?“ fragte ich. „Dann theilen Sie mir mit, was Sie wissen; Sie erweisen mir damit einen großen Dienst.“

„Ich bin erst seit drei Monaten hier“, antwortete er; „aber ich habe über diese Begebenheit viele Fragen gethan. Sie interessirte mich, seit man mir den Papali gezeigt und mir gesagt hatte: „Dieser Mann soll ein Mörder sein.“

„Und halten Sie ihn dafür?“ Ich war lebhaft gespannt.

„Nein,“ antwortete Don Paolo.

„Nein? Worauf gründen Sie Ihren Glauben?“

Er erzählte mir, was ich im zweiten Abschnitt mitgetheilt habe.

„Wohl, was schließen Sie daraus?“ fragte ich.

„Daß der Luca sich selbst getödtet hat.“

Daran hatte ich nicht gedacht. Jedenfalls freute ich mich, meinen Glauben durch den Don Paolo's bestätigt zu finden. Aber ich wollte durch Einwendungen noch mehr Gründe für meine Meinung heraushaben, und so sagte ich: „Es ist nur, daß man durchaus nicht weiß, wann und wie der Paladin das Haus des Papali verlassen hat.“

„Aber das weiß man. Es war Abends ganz spät, schon nach eilf Uhr. Seine Braut wollte ihn zurückhalten, aber er bestand darauf, noch in der Nacht nach Traú zurückzukehren. Der Mond schien sehr hell, die Straße war sicher. Nur bat er seine Braut noch, ihm einen Rosenkranz

zu geben, und den fand man mit dem Pistol in seinen Händen."

„Man fand das Pistol in seiner Hand?"

„In der rechten. Und das Hemd glimmte und die Wunde rauchte noch."

„Wie konnte das sein? Er wurde ja erst am andern Morgen von Vorübergehenden entdeckt?"

„Ganz im Gegentheil. Man kam augenblicklich aus den Mühlen herbei, wo man den Schuß gehört hatte."

„Aber wie konnte da der Verdacht auf den Papali fallen?"

„Sie wissen, wo ein gewaltsam Getödteter ist, muß ein Mörder sein. Das Gerücht des Selbstmordes wurde aus Rücksicht für die Familie unterdrückt."

„Und das des Mordes genährt? Natürlich: der Selbstmord ist nur eine Verirrung, der Mord ein Verbrechen, und ein Verbrechen ist interessanter, als eine Verirrung. Da wundert es mich auch nicht, daß der Papali nicht gerichtlich belangt worden ist."

„Aber er ward es, der Arme. Er hat zwei Monate im Gefängniß zugebracht. Es sind an dreißig Zeugen in dieser Sache gehört worden."

„Und man hat ihm Nichts beweisen können?

„Nicht das Mindeste."

„Und dennoch," sprach ich fast melancholisch, „dennoch haben mir in Spalato Männer, die wahrlich nicht verläumden wollten, vom Papali gesagt: er ist ein Mörder!"

Auch Don Paolo war ernst, auch er dachte wohl über das tausendfache Unrecht nach, das die Meinung thut. Ich warf zuerst die gedrückte Stimmung von mir. „Dank Ihnen, Don Paolo!“ sagte ich. „Ich glaubte an die Unschuld des Papali, aber Sie haben sie mir bewiesen, und ich habe die Dinge, an die ich glaube, sehr gern bewiesen. — Dank Ihnen!“

Nach Lesina.

Ce que, femme veet, Dieu le veet — ich wollte nach Lesina, und ich kam hin.

Die erste Idee von diesem Willen faßte ich in Spalato. Als es dort immer kälter und kälter wurde, als meine Spalatriner weniger und weniger kamen, als ich mich täglich und stündlich hoffnungsloser langweilte, da sagte ich — es war am 8. Dezember 1852 — „Ein solcher Inverno ohne jede Möglichkeit sich zu erwärmen, ist ja ein Inferno, warum wollen wir denn hier bleiben? Lesina ist der mildeste Ort in Dalmatien, die Datteln werden dort reif, es ist zwei Stunden von hier entfernt, es wäre Thorheit, nicht hinüberzufahren und den Winter dort zuzubringen — gehen wir nach Lesina."

Conte Toni hatte in Lesina einen Schwager, der Prätor war. An den schrieb er und bat, uns ein Quartier zu suchen. Der Prätor antwortete: In ganz Lesina sei kein einziges Zimmer zu finden. Also gab es auf Lesina wohl Dattelpalmen, aber keine Wohnungen, und da man im

Winter doch nicht gut bloß unter Dattelpalmen wohnen kann, so gingen wir anstatt nach Lesina nach Traú.

Als ich dort von dem „Geradezu unmöglich" des Prätors erzählte, meinten Conte Cambi und Conte Fanfogna, dieses Unmöglich scheine ihnen unmöglich, und der Erstere schrieb nach Citta vecchia an den Doktor Marko Nisiteo, und der zweite nach Lesina an den Canonikus Antonio Radunich.

Wir konnten vor unserer Abreise nach Ragusa keine Antwort mehr erhalten, aber der Dampfer liegt eine Stunde lang vor Lesina still, und so hatten wir Zeit genug, um hinüberzufahren und zu fragen: ob und wo?

Wir blieben in Spalato einen Tag und zwar im rabenschwarzen Imperatore. Es war ein spalatrinischer Tag wie die Nacht vorher eine spalatrinische Nacht gewesen war. Die Spalatriner heißen mit Recht Diocleziani. Kein Augenblick vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne Tumult aller Art! dazu Briefe, Besuche und Plättenlassen, Zählen und Einpacken der Wäsche, welche zu trocknen ich Dome nur mit der allergrößten Mühe bewogen hatte. Sie hatte durchaus verlangt, ich sollte dieses Mal nasse Wäsche mitnehmen. Gute Dome, ich erfüllte dir nicht ein so billiges Verlangen! Wirst du mir das je vergeben können?

Am Abend spät waren wir endlich fertig und die Sachen auf dem Dampfschiff. Ich hatte noch Besuche machen wollen, schenkte es indessen sowohl mir, wie meinen Bekannten.

In Casa Petrini aßen wir zu Abend. Ein junger Ragusäer, welcher eine Zeit lang Pensionär der guten Laura gewesen und jetzt in seine Vaterstadt zurückberufen worden war, fuhr mit uns; die Uebrigen, Ser Piero, Madonna Laura, unser Don Giovanni und einige Andere begleiteten uns bis an das Brett, welches uns hinüberführte auf den Dampfer, wo ich nach Otto's Verheißung, ruhig schlafen sollte.

Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, hatte den ganzen Damensalon in Beschlag genommen, und im ersten Salon waren sämmtliche Cabinen besetzt. Otto nahm also für uns Beide die einzige des zweiten Salons, in welchem außer uns nur noch eine Dame sein sollte. Als wir herunterkamen, lag der ganze Fußboden voll von Mönnern in braunen Kapuzen. Sie schnarchten Einer immer lauter als der Andere, und die Hitze war erstickend. Ich ließ Marko sich auf das Sopha legen, und als das Bübchen seine Stimme in dem Schnarchkonzert übernommen hatte, was ungefähr nach einer Minute geschah, ging ich wieder hinauf und setzte mich mit dem festen Entschluße nieder, lieber die ganze Nacht oben auszuhalten, als auch nur eine halbe Stunde in dem sogenannten zweiten Salon zu bleiben. Eine Reise hat denn doch schwere Tage und noch schwerere Nächte, besonders eine Reise in einem romantischen Lande.

Der Scirocco war wieder auf seinem Posten und noch amtseifriger als die ganzen letzten Wochen. Gerade heraus zu reden; er heulte abscheulich. Das Meer brüllte, wie ich

in solcher Nähe es noch nie gehört. Wäre ich gesund gewesen, ich hätte an der Situation Vergnügen gefunden. Meer- und Sturmbrausen, Mondglanz und Wolken, in der Stadt Lichterschein und Stundenschlagen — es war Alles da, was zu einer künstlerischen Nacht gehört. Aber ich brach vor Mattigkeit fast zusammen und fürchtete mich unbeschreiblich vor der Morgenfahrt nach einer gänzlich schlaflosen Nacht, und so saß ich also unter einigen Hasen, die im Frischen hingen, weinend auf meiner Verdeckbank und wünschte mich zurück nach Spalato. Daraus kann man sehen, wie himmelangst mir gewesen sein muß.

Wir saßen bis lange nach Mitternacht, endlich entschlossen wir uns, im großen Salon wenigstens Licht zu suchen. Das Licht war nahe am Ausgehen, der junge Ragusäer wanderte wie ein Mondschein mit einer himmelblauen Mütze schlaf- und trostlos umher, das Sopha war übervoll gehäuft von militärischem Gepäck, und rings umher schnarchten militärische Schläfer. Was sollten wir drei arme civile Sterbliche inmitten dieses kriegerischen Salons?

Otto holte aus unserer Reisetasche ein Licht und las mit dem jungen Ragusäer Zeitungen. Ich suchte mir zwischen einem Schwert und einem Waffenrock ein ganz, ganz kleines Ruheplätzchen. Kaum war ich einige Sekunden eingeschlafen, so stieg aus der Höhe über mir etwas auf das Sopha hernieder, und zwar ein Herr in Nachttoilette. Erschrocken flüchtete ich mich an den Tisch und las ebenfalls Zeitungen. Seitwärts war eine offene Cabine mit zwei

unbesetzten Betten, die mich stark versuchte; aber der Ragusäer rieth mir von dem Einnehmen eines Platzes, der nicht mein sei, dringend ab und so blieb ich denn geduldig sitzen.

Gegen Morgen verfügten wir, da ich das Aufgehen so vieler militärischer Gestirne fürchtete, uns wieder in unsere persönliche Cabine, und saßen dort einander gegenüber, denn alle meine Gymnastik reichte nicht aus, um mir in eines von den beiden Betten zu helfen. Gegen halb sechs erhoben die Schnarcher sich vom Boden, und eine allgemeine Waschung fand statt, leider, unmittelbar vor unserer Thür. Ich hätte sehnlich gewünscht, die Leute wären nicht so wüthend reinlich gewesen. Noch ehe sie ganz fertig waren, setzte der Dampfer sich in Bewegung, und in was für eine!

Zum Glücke bekam ich jetzt die Cabine, welche mich während der Nacht so in Versuchung geführt hatte. Ihr Inhaber, der Rath Lapena aus Spalato, hatte ebenfalls mit seiner Frau nach Ragusa gewollt, als er jedoch von der Besitznahme der Damenkajüte gehört, die Frau weislich zurückgelassen, und sich selbst statt am Abend, erst am Morgen an Bord begeben. Hier hörte er von der Noth, in welcher ich mich befand, und stellte mir augenblicklich mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit seine Cabine zur Verfügung. Durch Sturm- und Regen gelangte ich hin, legte mich nieder und stand nicht wieder auf. Marko und Otto waren oben, jener gesund, dieser krank. Fast Alles war krank, ich hielt aus. Wäre ich krank geworden, wär' ich es nur aus

Langeweile geworden; denn drei Stunden zu liegen, ohne sich zu rühren, ist keine Kleinigkeit, besonders wenn man nichts zu lesen hat. Statt dessen hatte ich das Vergnügen, von dem militärischen Theil der Cabineninhaber, also von drei Vierteln der Passagiere, als eine Naturmerkwürdigkeit behandelt zu werden. Nicht einer von ihnen kam herunter, ohne in meine Cabine zu gucken und mich in Augenschein zu nehmen. Der eine suchte sogar ohne Umstände nach einigen Sachen herum, die er am Abend vorher auf die Betten gelegt haben wollte und fluchte dabei ganz ungenirt. Eine angenehme Gesellschaft.

Endlich lag der Dampfer gewissermaßen still, d. h. er schwankte nur noch auf einer Stelle. Wir waren vor Lesina, und Otto fuhr hinüber, um beim Kanonikus Radunich nach der Möglichkeit eines Quartiers zu fragen. Kaum war er fort, als auch schon eine Barke mit einem Herrn anlangte, der uns holen sollte. Der Cameriere, welcher Mitleid mit meiner buchstäblich fatalen Lage hatte, eilte, mir diese gute Nachricht zu bringen. „Evviva Fanfogna!“ sagte ich vergnügt und frühstückte in aller Eile etwas Schinken und Madera.

Bald kam Otto zurück — „Zwei Stuben, im Hause des Kanonikus selbst — seine eigenen!“ — „Benedetto!“ sagte ich dankbar. Ich kam doch wieder auf die Füße und — aus meiner militärischen Reisegesellschaft. Der Cameriere wünschte mir aufrichtig Glück.

Lesina lag mir gerade gegenüber, als ich auf's Verdeck

kam. Ein Amphitheater kahler Höhen, gekrönt und flankirt durch Forts, die Stadt dicht am Meere. Pittoresk und seltsam.

Wie hoch waren die Wellen! Wie glänzend grün! Wie erfrischend war der Scirocco nach der erstickenden Cabinenluft!

Wir landeten. Eine breite, freie Marine. Von ihr ging's gleich auf die große lange Piazza, die größte in Dalmatien.

Otto mußte auf die Dogane. Mich führte ein Herr, der mich in Empfang nahm, zum Kanonikus, welcher mich am Ende der Piazza vor der Kathedrale erwartete.

„Ich muß mich selbst vorstellen," sagte ich ohne Verlegenheit, denn ich war in Dalmatien.

Der Kanonikus begrüßte mich artig, wenn gleich gehalten, und führte mich in eine kleine Gasse und dort an eine Thür. Als er diese geöffnet, stiegen wir eine Treppe zu einem kleinen Altan mit einem Weindache hinauf. „Hier ist mein Haus," sagte der Kanonikus; „ich habe nur zwei Zimmer, aber die stehen vollkommen zu Ihrem Befehle."

„Aber, mein Gott, Sie?"

„O, ich finde schon. Und im Nothfall hat Monsignore mir gesagt, daß er im Vescovat Platz für mich habe."

Er zeigte mir die Zimmer. Sie gingen auf einen von Mauern und Gebäuden eingeschlossenen Garten. Eine willkommene Abgeschiedenheit. Dazu in einem Zimmer ein Flügel. Ich dankte dem Kanonikus herzlich. Er antwortete bereits weniger fremd: „Ich kann nur wenig thun, aber was in meiner Macht steht, darüber befehlen Sie."

Im Hause des Kanonikus.

Und so waren wir also in dem Hause eines Mannes, den wir vorher nie gesehen, dessen Namen wir erst vor einer Woche gehört hatten, eingerichtet, wie in dem Hause eines langjährigen Bekannten.

Signora Venturina, Abkürzung von Bonaventura, die Haushälterin, eine kleine, alte, rührige Venetianerin, hatte uns zu Gnaden angenommen. Die Aufwärterin, Bona, andere Abkürzung von Bonaventura, ein zwerghaftes, bucklichtes, humoristisch-garstiges Geschöpfchen, hatte eingewilligt uns zu bedienen und für uns zu kochen. Wir stellten ihr Talent für die Küche augenblicklich auf die Probe, denn es hungerte uns erbärmlich. Sie kochte uns eine Suppe, einige Fische und so viel Fleisch, daß wir trotz unserer Hungersnoth die Hälfte übrig ließen. Als ich diesen Rest Bona gab, sagte ich ihr, sie möge ihn sich bis zum Sonntag aufheben — es war nämlich gerade Freitag. Bona antwortete, sie werde es ihrem Alten geben, wie sie ihren Vater nannte. „Darf der's denn essen?" fragten wir. Bona

stellte sich vor uns hin, focht mit ihren Aermchen in der Luft und sagte: „Wenn ich's gekauft hätte, da wär' Sünde es zu essen. Aber so — Christen haben's gekauft, Christen werden's essen — Gott sei gepriesen.“ Und sie lief mit dem Fleische davon.

Nachdem unsere Mahlzeit beendet war, kam der Signor Girolamo Macchiedo, um uns Bücher, Notizen und Manuskripte anzubieten. Dann schickte der Signor Doimo Cassandrich Decken, Kissen und ein Schlafsopha, und wir legten uns hin und schliefen den Nachmittag, die Nacht und den nächsten Morgen. Dann hörten wir auf, aber nur um von Neuem wieder anzufangen. Wir hatten es nöthig.

Die Lesignaner wunderten sich darüber weniger, als Andere gethan haben würden, denn Lesina ist als schlafbefördernd bekannt, und man erzählt sich nicht ungern, wie einst ein Fremder zu einem Lesignaner gesagt habe: „Ah, also seid Ihr aus dem Lande, wo man immer schläft?“ Lesina hieß ehemals Insel der Blumen, oder auch die heilige Insel, weil der Körper des heiligen Doimo vor den Barbaren hierher geflüchtet worden war. Ich fügte noch einen dritten Namen hinzu: Insel des Schlummers.

Als wir uns endlich genugsam ausgeschlafen hatten, um wieder die Augen offen halten zu können, machten wir mit unserm Wirth sowohl, wie mit Lesina nähere Bekanntschaft.

Don Antonio Radunich war ein Castellaner aus Castel-

vecchio und einer von den vielen unbekannten guten Köpfen in Dalmatien. Groß und schlank, dalmatisch feurig und norddeutsch idealistisch, verstand und liebte er Deutsch und Musik.

Lesina ist die Stadt in Dalmatien, auf welche Venedig am deutlichsten sein Siegel geprägt hat. Die ganze Piazza ist von Häusern mit ächt venetianischen Galerien umgeben, die Loggia, wie aus irgend einem Sestiere hingesetzt.

Die Landschaft um Lesina ist aus ewigem Grün und ewiger Starrheit gemischt. Die Aloe wuchert überall die Höhen hinan und gibt ihnen einen fahlen Glanz. Die Salbei duftet zwischen den stechenden Kanten der Aloeblätter und macht die ganze Luft zu einem Balsam. Der Johannisbrodbaum streckt starke Aeste mit glänzendem kräftigem Laube aus. Die Dattelpalmen dagegen tragen nicht und selbst der Citronenbaum ist nur in den Gärten zu finden.

Hinter der Stadt liegt in mittlerer Höhe fest, geräumig und luftig das spanische Fort, höher aber Fort Napoleon, jetzt San Nicolo. Am nördlichen Ende der Stadt ist Fort Santa Veneranda, am südlichen das von San Andrea oder Andrasch, und das Franziskanerkloster Maria della Grazia.

Ich mußte nach Lesina kommen, um zum ersten Male in die Klausur eines Mönchsklosters eingeführt zu werden. Umsonst hatte ich es in Spalato versucht. Der Provinzial der Paludi war gekommen, ein feierliches Mittagmahl sollte stattfinden, unser Direttore war eingeladen. Ich wollte mit dabei sein, ich plagte Don Giovanni, mir eine Einladung

zu verschaffen. Der liebe gute Mann machte sich trotz seines Widerwillens gegen weite Spaziergänge auf den Weg nach den Paludi — noch jetzt bin ich ihm dankbar dafür. Aber er erreichte Nichts — der Pater Smolje fürchtete das qu'en dira-t-on.

Auf Lesina dagegen führte Herr Macchiedo, der Syndikus des Klosters, mich ohne Weiteres hinauf in den verbotenen großen Saal. Da war links die Thürenreihe der Zellen, rechts das Gesellschaftszimmer, in diesem ein guter, reingestimmter Flügel. Der Provinzial sollte ein tüchtiger Musiker sein, ließ sich jedoch nicht hören. Dagegen sang ich „O sanctissima," und die herrliche alte, aber hier noch unbekannte Hymne gefiel so, daß man mich bat, sie für das Kloster aufzuschreiben.

Die Aussicht vom Kloster auf den Hafen ist wundervoll, die Kirche nicht groß, nicht regelmäßig, aber freundlich, sehr lieblich ein Bild, von Francesco della Croce, die Madonna mit dem Kinde auf den Knieen, unter ihr drei musizirende Engel. Im Refektorium ist ein Abendmahl von Matteo Roselli. Krank auf Lesina geworden, und im Kloster gepflegt, ließ er als Zeichen seiner Dankbarkeit dieses Bild zurück. Im Garten erfreuten wir uns an einem prächtigen Lebensbaum, der ein wahres Dach bildete, wohlverstanden, ein flaches. Und an dem Wege, welcher zwischen Hafen und Hügel von dem Kloster in die Stadt führt, sahen wir fast ein Wäldchen von gesunden funkelnden Caruben. Wenn es doch mehr solcher Bäume gäbe! Lesina

braucht nichts als mehr Schatten, um ein kleines Paradies zu sein.

Bevor wir in das Kloster kamen, hatten wir auf dem Wege das Haus Cassandrich besucht, und waren von den beiden Brüdern, die es gemeinschaftlich besitzen, sehr herzlich empfangen worden. Sie bewirtheten uns mit Prosecco von der Küste der Insel, der gerade siebenunddreißig Jahr zählte, und exquisit war. Man kann gar nicht genug die Blume dieser alten dalmatischen Weine rühmen, sie ist ebenso duftig, wie die der besten Rheinweine, nur heißer, leidenschaftlicher möcht' ich sagen. Zu diesem seltenen Getränk aßen wir Feigen, ebenfalls von der Insel und ebenfalls vortrefflich. Das Zimmer, in welchem wir waren, konnte als ein kleines Museum gelten. Einige sehr gute Bilder, darunter ein Ecce homo von Palma giovine, schönes heiliges Schnitzwerk aus Elfenbein, eine kleine Skulptur, San Girolamo in der Höhle. Im Garten, welcher mit kleinen Terrassen zum Hafen hinabstieg, waren die Hyazinthen schon vorüber, aber dafür blühten Mandeln, Tabak und Feuermohn.

Das Vescovat stößt links an die Kathedrale. Der Bischof, Monsignore Bordini, war ein Greis von den feinsten Weltformen und der wohlthuendsten christlichen Milde, ein ächter alter Kirchenfürst. Nachdem er unsern Besuch erwiedert, lud er uns zu Tische. Wir hatten, da seine Köchin eine Deutsche war, ein comfortables, vaterländisches Diner, und was auch eine angenehme Reminiszenz war: ich wurde zum ersten Mal in Dalmatien vom Herrn des

Hauses zu Tische geführt. Nach dem Essen sang ich, und die Kinder seiner Nichte, seiner kleinen padrona di casa, spielten mit vielem Talente. Der Podesta, Signor Venier, ein heiterer, venetianisch-cordialer Mann, war ihr Lehrer gewesen. Ich habe auf Lesina mehr Sinn für die Künste und mehr Lebensfrische im Temperament bemerkt, als im übrigen Dalmatien.

Wir waren auch in der Cavalchina, oder auf dem Maskenball, und sahen in dem sehr niedlichen Theater einige sehr niedliche Masken. Die Tänzer waren größtentheils Offiziere von den beiden Kriegsschiffen, welche seit vierzehn Tagen im Hafen von Lesina lagen, weil sie des Scirocco wegen ihren Bestimmungsort, Kleck, nicht erreichen konnten. Endlich erschien einige Tage nach dem Balle ein Dampfschiff, welches sie in's Schlepptau nahm und nicht ganz zur Zufriedenheit der hübschen Lesignanerinnen mit sich führte.

Auch wir mußten daran denken, uns auf den Weg zu machen, auf den nach Citta-vecchia. Dort wohnte der gründlichste Kenner des alten Dalmatiens, der Professor Pietro Nisiteo, an dessen Neffen Conte Mome geschrieben hatte, um uns anzukündigen. Er hatte jetzt schon zwei Mal geschickt, um sagen zu lassen, daß er uns erwarte, und so bereitete ich mich denn vor, zum ersten Male auf einem Maulthier über ein Gebirge zu reiten.

Aber Marko ließ ich in Lesina, da war er gut aufgehoben. Er hatte zwei Knaben, zwei kleine Castellaner,

Verwandte des Kanonikus, die dieser erzog. Der älteste von beiden, Toni, hatte sich gleich am ersten Tage erboten, Vaterstelle an Marco zu vertreten und seine neuen Obliegenheiten bisher gewissenhaft erfüllt. Signora Venturina war die Sorgfalt selbst; dem Kanonikus hätte ich zehn Kinder anvertraut. Genug, Marco sollte nicht mit zu Maulthier; aber ich sollte es, und ich kann nicht gerade sagen, daß diese Aussicht mir sehr angenehm gewesen wäre.

Nach Citta vecchia.

Als an dem zur Abreise bestimmten Sonnabend der Mittag kam und ich die ominöse Cavalcade ganz nah vor mir sah, wurde es mir äußerst bänglich um das Herz. Der gute Herr Macchiedo, welcher jeden Morgen und jeden Abend nachsehen kam, ob uns auch nichts mangle, gab mir zehn und mehr Vorsichtsmaßregeln, und die Führer wurden instruirt und wieder instruirt. Endlich machten wir uns, begleitet von ihm, vom Kanonikus und von den Knaben, entschlossen auf und fanden da, wo es hinter dem Vescoval in die Berge hineingeht, die Thiere. Und nun will ich aus einem Briefe copiren, welchen ich an demselben Abend nach Klagenfurt schrieb.

„Adolf würde ein höchst ironisches Gesicht gemacht haben, hätte er mich heute sitzen sehen, und Julie würde gerechtes Bedenken getragen haben, meine Position einzunehmen. Ein Holzsattel, Steigbügel von Stricken, keine Zügel und mit dem Allen als Masculinum reiten; dazu eine Straße durch Myrtenthäler, aber zum Halsbrechen,

absolut wie eine Incatenation von Menschenfallen — voilá!“ —

„Durch Myrtenthäler“ war keine Uebertreibung. Die Myrte wuchs überall massenhaft. In gleicher Fülle blühte der Rosmarin. Der Lorber war nur in einzelnen Bäumen da. Halbgrüne Tannen bedeckten prächtige Felsschroffheiten. Für Maler ist dieser Weg gar nicht genug zu empfehlen, für Frauen nicht. Man muß schon einen kühlen Kopf haben, um von solchen Höhen und — von einem solchen Sattel gelassen auf das Meer hinabblicken zu können, wie es unten in den Buchten braust und strudelt. Allerdings bläst nicht immer ein solcher Scirocco, wie wir ihn hatten, und an stillen Tagen mag unten an den Ufern nur Glanz sein. Aber auch der Glanz kann blenden.

Das längste und zugleich das myrtenvollste der Thäler war das von Malo-Grabie. Es war außerdem warm, geschützt vor dem Winde und nicht zum Halsbrechen. Ein Ausruhen für die Gliedmassen, wie für das Auge. Mächtige Caruben wuchsen aus der Tiefe bis an den Weg empor; der Oelbaum zeigte sich reich, und Rosmarin gab es so viel, daß manche Stellen ganz himmelblau schimmerten.

Aus dem Thale heraus kamen wir auf die Höhe von Malo-Grabie, dem einzigen Dorfe auf unserm Wege. Hier waren Spuren von Kultur; einige Mandelbäume und einige Flachsfelder standen in Blüte. Eine schlanke, noch jugendliche Frauengestalt begegnete uns. Sie trug um den Kopf ein röthliches Tuch, einen gleichen Rock und eine weiße

Jacke. Eine ländliche Tracht, wie man sie, noch dazu an einem Werkeltage, kaum eleganter sehen konnte. Das Dorf selbst war — ein dalmatisches; aber die Aussicht! Curzola vor, Lissa hinter uns, links seitwärts die Brazza und das Festland, auf drei Seiten Meer, verschleiertes und doch flimmerndes Meer, und rund um uns her die bergige Wildheit mit ihrem Immergrün und ihrer himmelblauen Winterblüte: ich glaube beinahe, die Höhe von Malo-Grabie war des Rittes auf dem Maulthiere werth.

Dennoch wurde dieser Ritt immer anstrengender, und ich mußte absteigen, um mich einigermaßen zu erwärmen. Einige gute Leutchen, die auch nach Citta vecchia gingen, verfolgten uns mit einer unglaublichen Höflichkeit — ich war bald signora contessa, bald signora principessa. „Gib ihnen um des Himmels willen zu trinken," sagte ich zu Otto, „sonst werde ich noch Königin!" — „Che dio le daga salute, signor conte!" hieß es nun, und wir hatten Ruhe.

Hätten wir nur auch vor unsern Führern welche gehabt! Ich wäre so gern den ganzen Berg hinunter gegangen; aber behüte! Sie waren hungrig; sie waren noch nie so lange unterweges gewesen: ich mußte auf eine Mauer und von der wieder auf mein Thier und mich festhalten, wie ich konnte. Citta vecchia an seinem Meeresarm lag vor uns, doch bevor wir es erreichten, was für ein Patschen im Schmutze! Dazu wurde mein armes Thier noch unaufhörlich geprügelt. Vergebens zankte ich, — ehe

ich mich versah, hatte es wieder einen Schlag, und ich wieder einen Ruck.

Endlich waren wir unten und auch gleich vor dem Hause des Professors, wo eine Frau, die einen Theil davon gemiethet hatte, einige Zimmer für uns in Bereitschaft hielt. Der Neffe des Professors, der Doktor Marco Nisiter, empfing uns; der Professor ließ eine Thür aufschließen, die aus seinen Zimmern in die unsrigen führte; Otto ging zu ihm und brachte ihn zu mir; Don Sime Ljubich, den wir schon in Spalato kennen gelernt, kam ebenfalls, und wir hatten eine kleine wissenschaftliche Conversazione, welche so lange dauerte, wie ich meine Augen offen erhalten konnte.

Beim Professor.

Anderthalb Stunden von Citta vecchia an der Südseite der Insel liegt eine Grotte, welche sich etwa in der Höhe von zwei Dritteln des Berges von San Niccolò, dem höchsten auf Lesina, befindet. Der Berg steigt bis zu ihr in Hügelwellen, von ihr an senkrecht empor und diese seine senkrechte Wand bildet gewissermaßen einen Halbkreis, in dessen Mitte, ungefähr fünfzehn Ellen hoch und dreißig Ellen breit, die Grotte der Mittagssonne sich öffnet. Der Bogen des Einganges, welcher ungefähr drei Viertel von der Höhe des Innern haben dürfte, ist mit einem mächtigen Epheu vorhangartig drapirt, und unter ihm erheben sich gleichsam als Pfortensäulen zwei schöne Cypressen. Innerhalb der Grotte sind reichfarbige Stalaktiten und die Ruinen des Augustinerklosters von Santa Domenica. Die kleine Kirche steht noch; der frühere Garten ist jetzt der Kirchhof des kleinen Dorfes Santa Domenica, welches unter Rebengärten auf einem Abhange zwischen der Grotte und dem Meere liegt.

Das ist gewiß eine sehr schöne Beschreibung, aber leider ist sie nicht von mir. Abermals anderthalb Stunden zu Maulthier, nein drei, denn man muß hin- und zurückreiten. „Dio deliberi!“ sagte ich, als man mir es vorschlug. Ich hatte genug Maulthier genossen und bat D. Sime Ljubich mir die Beschreibung der größten Merkwürdigkeit von Lesina zu dictiren.

Ebenso wenig wollte ich nach Verbosca, wo venetianische Bilder sind. Ich hatte venetianische Bilder genug gesehen, und was ich jetzt vor Allem bedurfte, das war Stillsitzen.

Nun, ich hatte Zeit dazu. In Dalmatien kann man wahrhaft sagen: der Reisende denkt, der Wind lenkt. Gleich den Tag nach unserer Ankunft brachte der Scirocco den Regen und von da an war es eine ganze Woche lang zu Wasser wie zu Lande unmöglich, nach Lesina zurückzukehren. Alle möglichen Winde heulten durcheinander; es war ein Concert von Disharmonien. Um wenigstens ein Mal Nachricht von meinem Kleinen zu bekommen, mußte ich einen Boten zu Fuße schicken.

Zum Glück konnten wir uns nicht besser befinden, als in dem Hause unsers Papa Nisitor, wie ich den alten Herrn sehr bald getauft hatte. Mir war seine Bibliothek zur Verfügung gestellt, ein großer Saal mit drei Fenstern, in welchem außer einigen Tischen ein einziges venetianisches Scharlachsofa die Reihe der Büchergestelle unterbrach. Klassischer Staub lag auf klassischen Werken und auf Cartons mit

getrockneten Blumen. Rechts und links von mir auf dem ausgedehnten Schreibtisch waren Folianten aufgehäuft — es war eine Localität nach meinem Herzen.

Das ganze Haus war eine Localität nach meinem Herzen. Lang, schmal, und nicht zu hoch, hat es am westlichen Ende einen Flügel. An diesem Flügel und an einem Theil des Hauses läuft eine Terrasse hin, welche auf Bogen ruht und von zwei Seiten ein länglich viereckiges Fischbecken einschließt. Dieses, so wie der alte Theil des Hauses, ist von Pietro Hektorovich erbaut, dessen neuaufgelegten Gedichtes vom Fischfang Neigebaur in seinen Südslaven erwähnt. Er war 1487 zu Citta vecchia geboren und starb 1572, berühmt als Dichter in den drei Sprachen de rigueur. Von seiner Latinität zeugen mehrere Inschriften, welche an den Mauern der Peschiera zwischen den üppigen Blättern der baumartigen immergrünen malva Cavaterra zu lesen sind. Die eine steht unter einem Todtenkopf und lautet:

Respice, quod salvant nec opes nec gloria mundi,
Non decor, aut aetas, mors quia cuncta rapit.

Blicke zurück, was da nützet so Reichthum wie weltlicher Ruhm Dir,
Ehren und Alter zugleich — Alles entführet der Tod.

Das Haus ging später durch Heirat aus der erlöschenden Familie des Poeten in die aus dem Friaul eingewanderte der Nisiter über, und jetzt hat der Gelehrte das Werk des Poeten weiter ausgeführt, ohne Bild, das Haus verlängert

und die Terasse gebaut. Hierher kam ich, um mir an der mit Erde gefüllten und mit knospenden Blumen bepflanzten Balustrade in den Intervallen zwischen zwei Wegen einige Mund voll frischer, feuchter Frühlingsluft zu holen. Unten im Thal lag der Garten des Professors mit röthlichen Maulbeerbäumen und grünenden Saaten. Es war ein heimatlicher Frühlingseindruck. Weiterhin waren Oelbäume, und Weinpflanzungen gingen die Höhen hinauf, deren Kette Budinjac heißt. Sie schließt gegen Mittag das Thal, welches sich von Abend nach Morgen sechs Miglien lang erstreckt und höchst anmuthig und fruchtbar ist. Linker Hand ist das große Kloster der Frati von San Piero, näher am Hause die kleine Kirche von San Rocco, endlich die ganze Stadt, welche jedoch durch die Kirche so ziemlich verdeckt wird, indem nur der spitze Thurm des Domes diese überragt.

Aus der Bibliothek, die nach Norden ging, sah man die Marine und den Hafen, welcher durch einen langen schmalen Meeresarm gebildet wird. Das gegenüberliegende Ufer besteht in einem hohen Berge, von dem das dalmatische Lied von frühern Wäldern und jetziger Kahlheit zu singen ist. Er heißt stražice, von straža, Wacht, ist aber schlecht benutzt worden, als 24 v. Chr. die Römer unter dem Consul P. L. Aemilius gegen die Stadt zogen. Während die sechstausend Männer, welche diese vertheidigen sollten, durch eine scheinbare Landung westlich hin an das Ende der Bucht gelockt wurden, geschah die eigentliche Landung hinter jenem Berge, und bevor Demetrius Pharius

zurückeilen konnte, waren die Römer im Besitz von Pharia, und dieses ging in Flammen auf.

Denn Pharia war hier. Alle Inschriften, alle Münzen sind hier gefunden worden. Auf den letztern ist häufig ein Homerkopf und eine Ziege oder ein Becher, Zeichen von Weinbau, von Ziegenzucht und von griechischer Kultur. Und die Pelasger waren hier und in ganz Dalmatien. Alle die sogenannten Völkerschaften waren nur pelasgische Stämme. Das Alles erklärte und bewies mir der Professor, wenn ich ihn von Zeit zu Zeit im Taubenschlage besuchte.

Ernstlich; der Professor hatte einen eigenthümlichen Taubenschlag, welchen Hektorovich auch gebaut hatte, mit in sein Haus eingeschlossen und zu seinem Studirzimmer gemacht. Es war das engste und drolligste, welches man sich denken konnte, und wenn der kleine Professor mit seiner hohen schwarzen Mütze auf dem vollen weißen Haar hinter seinem Büchertische saß, so sah er leibhaftig aus wie auf den alten Bildern der Faust, wenn Faust nämlich achtundsiebenzig Jahr alt geworden wäre.

So lange wir in Citta vecchia waren, sah ich Otto außer bei unsern Mahlzeiten, nie anders als im Taubenschlage. Der Professor versicherte mir, daß er mit dem Herrn Baron gemeinschaftlich unglaubliche Entdeckungen gemacht habe. Bisweilen störte ich die Herren in ihren Schatzgräbereien, erstens weil es mir, immer allein, in der großen Bibliothek doch manchmal bange wurde, zweitens weil der Professor mir ungemein gefiel. Es war ein aller-

liebster Alter, rüstig und munter, gründlich und doch nicht pedantisch, eifrig und doch nicht lehrsüchtig, immer wohlwollend, immer guter Laune. Er galt so ziemlich als der Signor von Citta vecchia. Und gut war er, o gut! sagten die Frauenzimmer.

Abends kam gewöhnlich der Abbate Ljubich und zwängte sich gleichfalls in den Taubenschlag ein. Es war ein junger feuriger Kopf, dem nichts als Raum fehlte, um sich mit Glück auszuzeichnen. Er hatte mehrere Werke im Manuscript, mehrere kleine herausgegeben, die Volkslieder von Lesina gesammelt. Aus diesem Manuscript, welches er mir in Spalato anvertraute, übersetzte ich einen großen Theil von den Volksliedern, welche ich herausgeben werde, sobald ich in Agram gewesen bin. Kann Don Sime Ljubich studiren, was in Deutschland und Böhmen über das Slavische erschienen ist, so wird er ein sehr guter Vermittler zwischen den Nord- und Südslaven werden. Aber um die deutsch-slavische Literatur studiren zu können, mußte er nach Deutschland, und dazu bedurfte er wiederum der Erlaubniß des Bischofs. Er bat mich, sie ihm zu verschaffen. Ich versuchte bei meiner Rückkehr nach Lesina auch wirklich eine bescheidene Fürbitte, aber Monsignore Bordini sagte sanft und liebreich: „Ich kann's nicht — sie möchten immer alle fort, und ich habe lauter Gemeinden und keine Pfarrer."

Auch der Pfarrer von Citta vecchia kam manchmal, und dann wanderten wir in die Bibliothek aus, weil der Taubenschlag für so viel Leute allzuklein gewesen wäre.

Meistens aber hatte ich die Bibliothek ausschließlich für mich, und las, wenn ich nicht studirte, Meisterwerke aus der schönen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Ich las Sir Charles Grandison, alle sieben Bände, und ich sage ernsthaft: der Grandison ist ein vortrefflicher Roman, und ich wollte, wir hätten jetzt welche, die ihm gleich kämen. Allerdings werden darinnen von den meisten Personen sittliche Spitzenmanschetten getragen; indessen ist es nicht angenehmer, wenn die Hände aus Spitzenmanschetten hervorkommen, statt aus zerrissenen Hemden? Nein, auf Sir Charles Grandison, den Mann der Männer, die personificirte Großmuth, den baronetisirten Edelmuth, laß ich nichts kommen.

Ich las auch die Briefe der Frau von Sevigné. Eine Liebe mehr par distance. Und wäre vielleicht die Liebe nicht überhaupt blos zum Feierkleide bestimmt? Ein Alltagskleid nutzt sich so sehr schnell ab.

Was mich in diesen meinen Studien etwas störte, das war ein Wasserbecken, welches unmittelbar unter den Fenstern der Bibliothek befindlich war und den Weibern zum Waschen diente. Die Maler wissen schon was sie thun, wenn sie ihre Mädchen am Brunnen immer nur schöpfend, niemals Wäsche klatschend darstellen; es sieht sich ebenso wenig gut an, wie es sich angenehm anhört. Wenn sie nicht Wäsche klatschen, sind die Lesignanerinnen so hübsch, daß sie sehr an die zierlichen Grisetten von Venedig erinnern, wie denn überhaupt die ganze Insel mit Kindern von

San Marco bevölkert scheint, so viel Höflichkeit und Sanftmuth begegnet einem allenthalben. Wunderhübsch ist auch die Haartracht der Frauen. An beiden Enden einer länglich flachen Verschlingung von Flechten am Hinterkopf sind in Form von Schleifen höchst graziös silberne Nadeln gesteckt, eine Rüche von rothem Band vertritt auf dem Scheitel die Stelle eines Kammes, und eine Blume, gewöhnlich eine künstliche Rose, sieht über dem rechten Ohre hervor.

Am besten konnte ich die feinen Gesichter der Mädchen von Citta vecchia am Fastnachtsdienstag beobachten, als der Jure herumgetragen wurde. — Wie der Carneval in Citta vecchia zu diesem Namen gekommen, das erklärte uns bei unserm letzten Besuche Monsignor Bordini. Vor längeren Jahren starb nämlich gerade am Faschingsdienstag ein Georg. Ob nun nichts von ihm zu sagen gewesen sein mochte, oder ob seinen weiblichen Verwandten ausnahmsweise die Gabe der Klage abging, genug, sie wußten nichts Anderes zu jammern, als: Jure moj! Jure moj! Die zum Fasching versammelte Menge fand das drollig. Am nächsten Fastnachtsdienstag erinnerte man sich des „Jure moj!“, rief es aus Scherz, ohne daß dieses Mal ein todter Georg dagelegen hätte, und der Carneval in Citta vecchia war „Jure moj!“ getauft.

Jure moj also wurde herumgetragen. Er hatte eine höchst drollige Maske, einen Hut mit einer rothen Krause, ein weißes Halbmäntelchen, und statt des Körpers und der Beine eine Stange, an der ein Junge ihn hielt. Der

Junge grins'te entzückt unter einem gewaltigen Strohhut hervor und ließ seinen Jure unaufhörlich Verbeugungen machen und unzählige Küsse geben. Einige Leutchen in lächerlich feierlichen Trachten lasen hierauf die Verordnungen des guten Jure bei seiner Abreise nach Mailand vor, und sangen dann, unter Begleitung von Klappern, folgendes klassisch dumme Lied:

Sitzt zu Pferde die Küstenmaid,
Hat den silbernen Säbel um —
Scheine, Mond, scheine!
In dem Strome spiegelt sie sich,
Und zu sich selber redet sie:
„Lieber Gott, was bin ich nicht schön!
Milchweiß bin ich und rosenroth —
Scheine, Mond, scheine!
Schlank und hochgewachsen ich bin
Und gekleidet in schönen Stoff —
Scheine, Mond, scheine!
Hätte so schwarz die Augen ich,
Wie ich golden habe das Haar,
Zög' ich drei Städte hinter mir her,
Und in den Städten Alai-Beg,
Oder den Bruder, oder ihn —
Scheine, Mond, scheine!"
Hören das die Diener des Beg,
Eilen und melden es dem Beg:
„Weißt Du nicht, o unser Herr Beg,
Sitzt zu Pferde die Küstenmaid,
Hat den silbernen Säbel um —
Scheine, Mond scheine!
In dem Strome spiegelt sie sich,
Und zu sich selber redet sie:

und nun wird Alles wiederholt, was sie Schmeichelhaftes zu sich selbst sagt. Dann geht das Lied weiter:

Gibt den Dienern zur Antwort der Beg:
O bei Gott, ihr Diener mein,
Geht und nehmet die Küstenmaid,
Meßt das Haar mit dem Säbel ihr.
Hat sie es länger als das Schwert,
Soll sie meine Gemalin sein —
Scheine, Mond, scheine!
Hat sie es nur so lang wie das Schwert,
Soll des Bruders Gattin sie sein —
Scheine, Mond, scheine!"
Und die Diener gehorchten dem Herrn,
Maßen ihr mit dem Schwerte das Haar —
Länger hatte sie's, als das Schwert,
Ist die Gemalin des jungen Beg —
Scheine, Mond, scheine!

Am Abend wollte Don Sime uns in die Cavalchina haben, aber trotz der vielen Anrufungen, die an ihn gethan worden waren, schien nicht nur der Mond nicht, sondern es war eine vollständige Regenfinsterniß. So konnten wir denn erst am nächsten Morgen ausgehen, wo das Wetter einigermaßen menschlich geworden war.

Die Gegend ist schöner, wenigstens grüner als bei Lesina; aber Lesina ist um so Vieles eleganter als Citta vecchia, wie die venetianische Architektur über der dalmatischen steht. Citta vecchia ist, was es heißt, die alte Stadt. Ich glaube nicht, daß seine Straßen immer so schmutzig sein mögen, wie da ich sie sah, aber für uns war es keine ganz leichte Aufgabe, durch sie in die Kathedrale zu kommen. Die ganze Bevölkerung war uns nachgezogen und kam mit hinein, um uns weiter anzusehen. Wir unsererseits sahen uns die Apostel an, mit denen die Kirche geschmückt ist.

Aber die Reste der cyklopischen Mauern sahen wir uns in einigen Kellern an. Ich muß bekennen, daß mir nicht anders zu Muthe war, als in Kellern, wo keine cyklopischen Mauern sind.

Zuletzt gingen wir noch in die Kirche der Frati und schlüpften, Dank dem Laienbruder, ebenfalls in die Klausur. Es war, um die Aussicht vom Thurme zu sehen. Als wir hineinkamen, führte nur eine Leiter in die Höhe; das war nicht für mich, und ich blieb unten beim Laienbruder, nicht ohne Angst, daß einer der Frati mich ertappen könnte. Aber sie saßen fest beim Speisen und wir kamen unentdeckt wieder in die Kirche zurück.

Hier ist auf einem Altar, welchen Hektorovich gestiftet hat, eine schöne, wenngleich beschädigte Grablegung und auf dem Hauptaltar ein vortrefflicher Christus am Kreuz aus farbigem Schnitzwerk. Dieses Kruzifix war von Syrien aus nach Civita vecchia bestimmt, durch Irrthum kam es statt nach Citta vecchia auf Lesina, und die Mönche ließen es nicht wieder fort.

Ueber Sokolizza.

Nachdem wir fünf volle Tage in Citta vecchia festgehalten worden waren, wurde das Wetter endlich wieder menschlich, und wir konnten an die Rückkehr denken. Es hatte sich in der Nacht ausgetobt.

Der Traghetto wurde zurecht gemacht, ich wollte nicht wieder zu Maulthier. Unsere Wirthin gab eine Matratze her, die wurde in das Hintertheil der Barke unter ein über Reifen gespanntes Leintuch gelegt und bildete ein recht gutes Lager.

Ich empfehle hiermit die Signora Maria Vragnizzani Marchesini Ballich. Es ist ihr Ernst darum, ihre Pensionäre zufrieden zu stellen.

Papa Nisiter, der Dokter und Don Sime begleiteten uns an's Ufer, und die ganze Bevölkerung von Citta vecchia wohnte unserer Einschiffung bei. Das Segel wurde aufgezogen, und wir fuhren rasch und stattlich von dannen.

Die erste Stunde ging es vortrefflich; wir blieben im Hafenkanal, dicht am Ufer, welches steil und mit immer-

grünem Gesträuch bedeckt war. Aber als wir uns dem Ausgang näherten, begrüßte das Meer uns mit einem ganz anständigen Brausen, und als wir um die erste Landspitze bogen, faßte es uns recht hübsch. Die Barke machte sehr höfliche Verbeugungen, besonders da, wo das Meer stärker war als der Wind. Wir kamen nicht recht von der Stelle. — Um nicht allzungeduldig zu werden, las ich altenglische Komödien, die ich von Citta vecchia mitgenommen hatte. Bisweilen sah ich mich um — die Wellen tanzten hellgrün und schillernd und wiegten, was von Sonnenschein zwischen den Wolken hervor konnte. Rechts zog sich steil und mit Streiflichtern beleuchtet, die Brazza hin, links war das lesignanische Ufer, immer bewuchert mit dunklem Gesträuch und kleinen Pinien. Von Zeit zu Zeit spaltete es sich in ein bräunliches Rebenthal; dann neigte unsere Barke, die gerade in der Mitte des Canals fuhr, sich jedes Mal tiefer, denn jedes Thal hatte seinen eigenen Wind.

Gegen ein Uhr waren wir dem Porte von Spalato gegenüber, d. h. dem Canal zwischen der Brazza und der Solta. Wir sahen die vertrauten Gebirge, über der Solta die Cabani, in der Mitte den Mossor, über der Brazza den Biokovo und auf Lesina bereits die Forts Spagnuolo und Napoleon. Bald nachher entdeckten wir die Bucht von Sokolizza. Einige ihrer Berge waren mit hohen Pinien bedeckt; noch hatte kein Landungsplatz mir so lieblich und heimlich gedünkt. Wir wendeten landwärts, der Wind faßte uns von der Seite und ganz schief gesenkt, aber pfeilschnell

und unbeweglich glitt die Barke dahin. Noch ein Mal kehrten wir in den Canal zurück, dann fuhren wir geradezu an's Ufer. Welch' schöne stille Myrtenbucht! Zwischen dem Meer und dem Gebirge ein einziges Fischerhaus, in welchem ein schöner junger Fischer Netze strickte. Er ließ uns so billig wie möglich seinen herben, aber kräftigen Wein, und schenkte mir eine rothe volle Nelke, die einzige Blume, welche an seinem Fenster blühte. Auf dem Abhang hinter dem Hause fand ich Citronengesträuch, blühende Bohnen und die blauen Sterne des borrago officinalis. Hier möcht' ich an einem Frühlingsabend sein; doch ich werde sie schwerlich je wiedersehen, die schöne stille Bucht von Sokolizza.

Wir beluden den Traghettiero mit unsern Sachen und stiegen den Berg hinan, auf welchem Fort Spagnuolo liegt. Ein treppenartiger Weg führte zwischen Myrte und Rosmarin, blühender Daphne und rosigknospenden goldgrünen Heiden gelind empor. Die Steine, mit denen er gepflastert war, hatten hie und da einen zartblauen Krokus mit Mandelduft hervorgelassen. Ich rupfte im Vorwärtssteigen einen Strauß ab; ihn zu pflücken hatte ich nicht Zeit. Das Wetter drohte, und nicht umsonst; wir waren eben erst auf die Höhe gelangt, als es in Gestalt eines derben Hagels uns arme Fußwanderer erreichte. Wir spannten einen gewaltigen Regenschirm auf und eilten, so schnell wir konnten, nach der kleinen Kirche der gospa Krulnica, der gekrönten Jungfrau, welche seitwärts unter dem Fort Spagnuolo an dem

steinigen Abhange mehr schwebt als ruht. Früher hieß sie gospa kurvenica, von kurva, welches Wort eine Bedeutung mit fille perdue hat. Die Kinder, welche diese unglücklichen Geschöpfe zu Müttern hatten, wurden von ihnen in der kleinen Vorhalle des Kirchleins niedergelegt. Eine Glocke benachrichtigte die mitleidigen Seelen in Lesina, daß wieder ein verlassenes Würmchen ihrer bedürfe. Als das Volk gewählter in seiner Sprache ward, verwandelte es das kurvenica in kruvenica oder kruenica, abgeleitet von Kruna, Kranz, Krone und auch Rosenkranz. In dieser letzteren Bedeutung hieße also gospa krulnica so viel wie Madonna del Rosario.

Auch wir suchten Schutz in der schmalen Vorhalle, welche ehemals die hilflosen Kinder beschirmt hatte. Burschen und Mädchen, welche auf dem Berge hüteten oder Holz lasen, drängten sich mit uns zusammen. Einige Ziegen kamen ernsthaft herbei, um sich ebenfalls vor dem Unwetter in Sicherheit zu bringen. Eines der Mädchen hatte unter dem zartesten blonden Haar und dem gröbsten weißen Leinentuche das lieblichste Profil, welches ich seit langer Zeit gesehen hatte.

Unten im Regensonnenlicht lag Lesina. Wir sahen die Kathedrale und neben ihr die drei Fenster im Hause Don Antonio's. Rechts hatten wir den blauen Hafen und die Scoglien-gruppe der Spalmadori, gegenüber das duftige bergige Lissa.

Noch war der Regen nicht ganz vorüber, als unser Führer uns gewissermaßen zwang, den senkrechten Abhang

hinunter zu klimmen, welcher durch den Hagel schlüpfrig wie Eis geworden war. Diese dalmatische Ungeduld ist wahrhaft schrecklich; man kann seinen Sternen danken, wenn man, von ihr gejagt, nicht ein Mal irgendwo den Hals bricht. Ich wenigstens weiß heute noch nicht recht, wie ich es angestellt habe, um anders als kopfüber, kopfunter auf der Piazza von Lesina anzulangen.

In dem kleinen Hause mit den drei Fenstern war große Freude. Marko küßte die Mama so ziemlich den ganzen Abend und machte, um seine Zufriedenheit auch sonst noch kund zu geben, wo möglich noch mehr Lärm, als an gewöhnlichen Tagen. Im Garten hatte der Mandelbaum zu blühen angefangen, in der Kathedrale hatte am Sonntage die Prozession des wunderthätigen Kreuzes stattgefunden, welches den schönsten Altar, den mit den kostbaren Säulen von Verde antico, hat.

An dieses Kreuz knüpft sich eine geschichtliche Ueberlieferung.

Die Communità oder der Adel war es, welcher die Insel regierte, die Statuten entwarf und die Einkünfte verwaltete. So blieb es auch, als er sich San Marco unterworfen hatte. Venedig behielt sich nur das Recht vor, den Rektor zu ernennen, dessen Einkünfte von den drei Inseln Lesina, Lissa und der Brazza bestritten wurden. Die Volkspartei jedoch strebte unaufhörlich nach einer Theilnahme am Regiment, und Venedig, welches, wie bekannt, die Politik des Gleichgewichtes hatte, gestattete diesem Andringen eine Freiheit nach der andern. Dadurch wurde das Volk allmä-

lich übermüthig, und schon 1415 mußten alle Patrizier, die nicht ermordet sein wollten, sich auf's Festland flüchten.

Die Republik versuchte vermittels fünf sogenannter Friedensartikel die Einigkeit wieder herzustellen; es schien zu gelingen, und die Nobili kehrten zurück. Aber das Vertrauen und der gute Wille kamen nicht mit ihnen wieder. Die ganzen nächsten hundert Jahre dauerten die Reibungen fort, und endlich leisteten, 1510 am 6. Februar, im Hause eines Bevilaqua die Popolari auf ein kleines Kruzifix in die Hände des Kanonikus Matteo Luccari den theuren Eid, abermals alle Nobili zu ermorden. Am Abend wollte die Enkelin des Hafenadmirals, in dessen Haus die Verschwörung geschehen war, das Kruzifix abstäuben und nahm es deshalb von der Wand. Mit Erbeben nahm sie wahr, daß aus dem Mund und aus den Wunden Blut gedrungen ist und die Wand bespritzt hat. Das Mädchen rief ihren Großvater Niccolò und ihren Vater Tommaso herbei und theilte ihnen das Wunder mit, welches mit Blitzesschnelle durch die Stadt lief und eine unerhörte Aufregung hervorrief, eine Aufregung, der sich bei den Verschwornen die Furcht beimischte, der Himmel wolle die gelobten Verbrechen strafen, noch ehe sie begangen worden. Es blieb nicht bei diesem einen Zeichen; drei Erdbeben nacheinander erschütterten die Stadt. Bei dem einen stürzte das halbe Dach der Kirche von der Beata Vergine Annunziata ein, bei welcher Luccari Kapellan war. Sein Haus lag neben der Kirche; war es Schreck über den Einsturz, war es Reue

über den Eid, welchen er empfangen, genug, Luccari stürzte sich wahnsinnig in's Meer. Noch war es damit nicht genug; der alte Bevilaqua fiel von einem Baume auf ein Beil und verletzte sich tödtlich. Das Volk ging in sich; das Kreuz, durch Luccari in die Kathedrale gebracht, wurde als ein wunderthätiges verehrt und Rom gestattete, daß jährlich am 6. Februar, dem Tage des Mirakels, und am zweiten Sonntage nach Ostern feierliche Prozessionen gehalten würden.

Leider war der Einfluß des Wunders auf die Popolari nicht von langer Dauer. Bereits im Jahr 1514 schlugen sie eine Versammlung vor, zu welcher beide Parteien zugelassen werden sollten, um gemeinschaftlich neue Statuten zu entwerfen. Die Nobili willigten nicht ein, und der neue Aufstand brach los. Viele Edle wurden gleich Anfangs angefallen und getödtet, Andere flüchteten sich nach Traú, die Uebrigen schloßen sich in die innere Stadt ein. Diese wurde nach siebentägiger Belagerung von den Popolari erstürmt, zwanzig andere Nobili fielen als Opfer, und selbst der Palast der Conte blieb nicht verschont.

Dieses Mal strafte Venedig. An sechs und sechzig von den Schuldigen wurden theils zum Tode, theils zum Verlust eines Auges oder eines Armes, theils endlich zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Wirklich und dauernd jedoch stellte die Eintracht sich erst wieder her, nachdem 1611 zehn Artikel, welche sowohl Volk wie Adel befriedigten, verabredet und in die Statuten eingetragen worden waren.

Sočivizca.

„Sie sollten einen Roman von einem unserer Räuber schreiben," sagte mir am vorletzten Abend auf Lesina der Kanonikus.

„Don Antonio," antwortete ich lachend und im Grunde doch ernst, „ich habe keinen Enthusiasmus mehr für Straßenräuber. Das war eine meiner Jugendschwärmereien. Jetzt dünkt mir z. B. ein Priester, welcher bei einer ansteckenden Krankheit sein Amt ausübt, ein viel größerer Held, als Einer, der die Schafe raubt, um sie für sich zu braten; denn etwas Anderes thun diese „edlen Räuber" doch sammt und sonders nicht."

Der Kanonikus lachte seinerseits.

„Es ist ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Dalmatier, daß sie diese heimliche Sympathie für alle Leutchen haben, die dem Gesetze desertirt sind," fuhr ich fort. „Aber glauben Sie mir, bevor der Straßenräuber nicht aufhört ein Held zu sein, wird Dalmatien nie vollkommen civilisirt werden."

„Sie mögen Recht haben," sagte der Kanonikus nachdenklich.

„Gewiß hab' ich Recht. Ebenso werden nie vernünftige Dienstboten in Dalmatien zu finden sein, ehe nicht diese übermenschliche Nachsicht auch mit der ärgsten Untüchtigkeit sich in eine heilsame und vernünftige Strenge verwandelt haben wird."

„Ja, wir sind ungemein nachsichtig," seufzte Don Antonio.

„Wären Sie es nicht so sehr," sagte ich mit einer kleinen Bosheit, „so wären sie heute nicht genöthigt gewesen, die Räucherfische für Ihren Bruder eigenhändig in den Sack zu stecken. Ich weiß wohl, man verliert die Geduld und macht selbst, was das liebe Dienstpersonal nicht machen will. Aber man sollte es nicht — Jeder thue was seines Amtes ist; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Sie sollten ein Mal lesen, was für gute Gesetze über das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten die Verfassung des Waadtlandes enthält. Wie wird man aber auch dort bedient! Vortrefflich, sag' ich ihnen. Und das gehört denn doch zum Leben."

„Und wie gehört's zum Leben!"

„D'rum seid nicht mehr gar zu gut, und es wird besser gehen. Jetzt geht's mit der Bedienung sehr schlecht, das seh' ich wieder an Ihnen, mein armer Don Antonio. Was nun aber die „edlen Räuber" betrifft, so hatte ich mir schon vorgenommen, das Leben des einen zu skizziren. Sie

kennen die Biographie des Sočivizca? Nun, die will ich deutsch geben, aber nur als Curiosität, keinesweges aus irgend welchem Enthusiasmus."

Lovrich, der bisher noch unübertroffene Schilderer der dalmatischen Gebirgssitten, ist auch derjenige, welchem wir in der Biographie, die ich nachschreiben will, die beste Schilderung des dalmatischen Räuberlebens zu verdanken haben.

Er macht sich nicht ganz ohne Zögern und Bedenklichkeit an diese Arbeit. Indessen „Sallust hat das Leben des Catilina, Fra Paolo Sarpi die Geschichte der Uskoken geschrieben" — warum soll der Lovrich nicht das Leben und die Geschichte „del suo assassino", seines Raubmörders, schreiben, wie er den Gegenstand seiner Arbeit mit einem wunderlich behaglichen Wohlwollen zu nennen pflegt.

Stanislav, der des Ruhmes wegen Stehende, so ward der künftige berühmte Heiduck genannt, als er 1715 in der Herzegowina im Dorfe Braguska, sechzehn Meilen von Trebigne, geboren wurde. Sein Vater hieß Vuk; mit ihm und mit drei Brüdern baute er das Land für eine sehr reiche und sehr tyrannische türkische Familie. Wäre der Vater nicht gewesen, die Söhne hätten die Behandlung ihrer ungläubigen Herren schon längst nicht mehr ausgehalten, aber Vuk drang unaufhörlich auf Frieden, und so hielten ihn denn die jungen Männer so lange, bis einst ihre Herren in ihr Haus übernachten kamen. Sie hatten eben in den verschiedenen ihnen unterworfenen Dörfern die Abgaben eingetrieben und eine Summe von achtzehntausend Zecchinen

bei sich. Sočivizca sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt ist die Zeit, uns zu rächen, gekommen!“ Die Brüder stimmten ein, die Herren wurden trotz der Gegenvorstellungen des Vaters erschlagen und nahe dem Hause verscharrt.

Der Pascha von Trebigne ließ an fünfzig Christen, welche nicht ein Verbrechen bekennen wollten, dessen sie nicht schuldig waren, theils tödten, theils einkerkern. Auf die Familie Sočivizca fiel erst nach einem Jahre ein Verdacht und zwar deshalb, weil Stanislav es sich nicht versagen konnte, mit dem Schatze seiner getödteten Herren den Prächtigen und Stolzen zu spielen. Kaum wurden die Brüder die ersten Blicke des Mißtrauens gewahr, so flohen sie. Der alte Vater starb unterwegs; sie kamen glücklich bis nach Imoschi und eröffneten dort zwei reiche Waarengewölbe. Es geschah dies im Jahre 1745.

Sočivizca fand bald die Vortheile, welche der Handel gewährt, zu gering für seinen Gewinndurst. Er sammelte einige Verwandte und Freunde — mit ihm waren es zehn an der Zahl. Im Laufe des Sommers erschlug diese kleine Schar in Montenero nicht weniger als vierzig Türken. Ein recht guter Anfang.

Der Streifzug hätte jedoch unglücklich enden können. Ein Gefährte von Sočivizca hatte sein Gewehr verloren. Sočivizca macht sich auf, um dem ersten Besten, den er treffen sollte, ohne Umstände das Gewehr wegzunehmen. Aber statt auf einen ersten Besten stößt er, leider, auf eine ganze türkische Caravane.

Zwei Türken, welche vorausreiten, rufen ihn als Heiducken an. Sočivizca lehnt diesen Titel eifrig ab; doch sechs Türken, welche zu den ersten beiden hinzukommen, wiederholen die unangenehme Begrüßung, und alle acht schließen einen Kreis um ihn, um sich seiner kostbaren Gesellschaft zu versichern.

Er verliert nicht den Kopf. Ein Pistol abschießend ruft er laut nach seinen Gefährten. Die Türken sehen sich nach diesen um, Sočivizca durchbricht den Kreis und wirft sich, nachdem er eine kleine Strecke fortgestürzt, platt auf die Erde. Wie es ihre Gewohnheit ist, haben alle Türken auf ein Mal gefeuert. Sočivizca hat keine Kugeln mehr von ihnen zu befürchten. Er springt in die Höhe, schlägt einen Türken nieder, streckt einen andern durch einen Flintenschuß dahin. Unterdessen sind seine Gefährten herbeigekommen. Ein Türke noch fällt, dann weichen die Heiducken vor der allzuzahlreichen Caravane. Zufrieden mit der Bewegung, welche er sich gemacht, kehrt Sočivizca nach Imoschi zurück und betreibt dort neun Jahre lang ruhig den Handel, nur daß er von Zeit zu Zeit zum Vergnügen einen Türken todtschlägt.

Dagegen ergab sich einer seiner Brüder leidenschaftlich dem Heiduckengeschäft und zwar in Gemeinschaft mit dem berühmten Pezcirep, dessen Hauptgenuß darin bestand, die Türken spießen und braten zu lassen. Die Türken fanden das nicht gerade christlich und als der Bratspießliebhaber einst in ihre Hände fiel, spießten sie ihn ebenfalls, nur mit

dem Unterschiede, daß sie ihn nicht braten, sondern volle drei Tage leben oder vielmehr sterben ließen. Er war wenigstens Mannes genug, um seiner Qualen spottend Tabak zu rauchen.

Den Bruder Sočivizca's sollte bald ein gleiches Schicksal treffen. Er war mit einem griechischen Morlacchen, der ottomanischer Unterthan war, Pobratim geworden. Der liebe Pobratim nun lockte ihn über die Grenze in sein Haus, machte ihn betrunken und lieferte ihn in diesem Zustande an die Türken aus, von denen er nach Travnik geführt und dort acht Tage lang auf das Furchtbarste gemartert wurde.

Sočivizca hörte, was dem Bruder widerfahren war und verfügte sich augenblicklich nach dem Wohnort des falschen Freundes. Dieser wußte alle Schuld von sich abzuwälzen und gab dann vor, er wollte von der weit entfernten Herde ein Schaf holen, um es zu Sočivizca's Ehre zu schlachten. Die Nacht kam, aber kein Wirth und kein Hammel. Die Familie ging schlafen, und auch Sočivizca legte sich nieder, doch nicht zur Ruhe. Ein gewisses Gefühl von Unsicherheit hielt ihn wach und wuchs nach und nach so, daß es ihn vom Lager auftrieb. Er wollte eine Lampe anzünden — das Feuer war sorgfältig ausgelöscht; er tappte nach seinen Waffen herum — sie waren fort. Er rief nach ihnen laut und heftig — Niemand antwortete.

Sočivizca rief wieder; er war jetzt in Wuth.

„Schweige und schlafe, Tölpel, und wecke meine

Familie nicht!“ sagte endlich die Stimme eines alten Weibes.

Statt zu gehorchen, schlug Sočivizca Feuer an. Er hatte sich jetzt erinnert, daß er stets Feuerzeug bei sich trage.

Als erst Licht war, konnte auch der Vater des Grie=chen, das Familienhaupt, nicht länger den Schlaftauben spielen. Er fragte, was Sočivizca wolle? „Wo sind meine Waffen?“ fragte Sočivizca.

„Wie soll ich es wissen?“ war die Antwort.

Eine Axt lag da. Sočivizca faßte sie. Das Fami=lienhaupt sollte nie wieder antworten.

Das alte Weib schleppte in Todesangst die Waffen herbei. Sočivizca that sie um und verbarg sich in geringer Entfernung vom Hause. Bald hörte er Pferdegetrappel. Türken waren die Reiter — Sočivizca hatte den Beweis vom Verrathe des Pobratim.

Er nahm aus Imoschi sieben Freunde mit sich, und siebzehn Personen verbrannten mit dem Hause des Pobra=tim. Ein junges Weib, welches mit ihrem Säugling auf dem Arme der Feuersbrunst zu entfliehen versuchte, fiel von Kugeln durchbort auf der Schwelle.

Die türkischen Autoritäten führten schwere Klage beim General von Dalmatien. Ein Erlaß wurde gegeben: sein Haus sollte der Erde gleichgemacht, wer mit ihm gewesen, bestraft werden, wer ihn tödtete, erhielt zwanzig, wer ihn lebendig einlieferte, vierzig Dukaten.

Er wußte noch nicht, daß er für vogelfrei erklärt wor=

den war, als er am 15. August auf der Fiéra von Sign eine Croatencompagnie zu Pferde erblickte, die zum Abreiten fertig war.

„Die kommen, mich zu fahen!“ war sein Gedanke.

Er sah, daß sie einen andern Weg einschlugen, als die gerade Straße nach Imoschi. Doch das beruhigte ihn nicht.

„Sie fürchten, nähmen sie den geraden Weg, ich könnt' es erfahren.“

Er eilte nicht, er stürzte vorwärts. Als die Croaten in Imoschi eintrafen, fanden sie die Familie mit allen ihren Kostbarkeiten geflohen und konnten nichts als das Haus schleifen.

Drei Jahre lang lebte Sočivizca mit seiner Frau, seinen Kindern und seinen beiden noch lebenden Brüdern unfern von Karlstadt, ohne irgend Jemand zu berauben oder zu ermorden. Vielleicht hätte er dieses erbauliche Leben fortgesetzt, wäre er nicht gemeinschaftlich mit seinen Brüdern auf das türkische Gebiet hinübergelockt und nach Travnik geführt worden, wo man den drei Gefangenen die Wahl zwischen dem Gespießtwerden und dem Muhamedanerwerden ließ. Sie wurden Muhamedaner, und Sočivizca nahm den Namen Ibrahim an.

Die beiden Brüder wurden nach einiger Zeit frei, und der eine erhielt sogar den Posten eines Aga. Er benutzte jedoch seine neue Würde nur, um zu fliehen, und der andere Bruder folgte seinem Beispiel. Die Haft Sočivizca's wurde dadurch noch enger. Umsonst stellte er sich gut musel-

männisch, umsonst zeigte er sich unterwürfig und demüthig — nichts half — er bekam auch nicht die mindeste Freiheit.

Da sagte er eines Tages: „Mir ist's nicht darum, daß ich gefangen bin — ich hab' es durch meine Verbrechen verdient; mir ist's nur um das viele Geld, welches ich theils in den Gebirgen vergraben, theils an meine Landsleute verborgt habe. Wenn der Pascha wollte, könnt' er es haben. Freilich ohne mich wird's nicht gehen, denn Jeder würde läugnen, daß er es empfangen."

Nun stelle man sich die ehrlichen dummen Türken vor, wie sie den guten Sočivizca, der nichts anderes wünscht, als ihrem Pascha sein Geld zu zeigen, in den Gebirgen spazierenführen. Ueberall soll Geld vergraben sein, und nirgends ist welches vergraben. Dasselbe Spiel wiederholt sich in Sign. Jedermann soll Sočivizca's Schuldner sein, und Niemand will etwas davon wissen. Er behauptet es Jedem in's Gesicht, und ihm in's Gesicht läugnet es ein Jeder. Und so geht es einen Monat fort.

Endlich gehen den Türken die Augen auf, und sie machen die große Entdeckung, daß Sočivizca sie zu Narren gehalten habe. Sie nehmen das sehr übel. Er soll nach Travnik zurück und sehen, wie es ihm dort gehen wird. Und nicht er allein, sondern auch seine Familie, welche seit seiner Gefangenschaft sich im Contado von Zara aufgehalten hatte. Sie wird nach Sign gebracht — das venetianische Gouvernement leistete in dieser Angelegenheit den

Türken allen Vorschub. Und hier finden wir einen Zug, der ein grelles Streiflicht auf den Werth fallen läßt, in welchem die Frauen bei den Morlacchen gehalten werden.

Die Familie kommt an, und es wird der Frau befohlen, dem Effendi, welcher die Wache Sočivizca's befehligt, die Hand zu küssen. Sie gehorcht; Sočivizca läßt es zu. Der Tochter wird dasselbe befohlen, Sočivizca duldet es auch von ihr. Aber jetzt soll auch sein Sohn sich so erniedrigen. Da ruft er wüthend: „Fort von da! Küsse dem Hunde nicht die Hand!“ Und die Türken — bitten Sočivizca um Entschuldigung.

Das hindert sie indessen nicht, ihn am 26. November 1758 — man sieht, Lovrich ist genau in der Biographie „seines Meuchelmörders“ — nun denn, ihn und seine Familie an diesem Tage dieses Jahres nach Travnik zurückführen zu wollen. Er folgt ihnen aus dem Hause, wo er Tag und Nacht zwei Wachen mit geladenem Gewehr gehabt hatte. Ein Türke will ihn bei der Hand nehmen, um ihn zu führen; Sočivizca schlägt ihn mit den Ketten. „Glaubst du, Hundeseele, ich sei ein Weib, daß du mich an der Hand führen willst?“ Und nur dem Effendi selbst erlaubt er es, ihn mit einem Strick an den Bauch des Pferdes festzubinden.

Die Einwohner von Sign, welche ihn und seine Familie inmitten von zehn Türken und vierzig Panduren erblicken, fühlen Mitleid und geben ihm einige Almosen. Sočivizca wendet dieses Geld an, um die Türken mit Brannt-

wein zu bewirthen. Sie bewundern seine Großmuth, trinken und betrinken sich.

Als sie hinter Bilibrig über die venetianische Grenze hinauskommen, beklagt Sočivizca sich über Frost. Man gibt ihm eine Kabanizca, d. h. einen Mantel. Er wickelt sich fest darein und schneidet, so verhüllt, den Strick durch, mit welchem er an den Bauch des Pferdes festgebunden ist. Wie er sich das Messer verschafft, weiß selbst Lovrich nicht.

Gegen vierundzwanzig Uhr kommen die Türken, mehr und mehr von der Rakia begeistert, mit ihrem Gefangenen bei dem Thurme von Prolog an, wo ein türkischer Posten liegt. Sie schwanken zwischen Anhalten und Weiterreiten und entscheiden sich endlich für das Letztere. Noch sind sie nicht zwei Musketenschüsse vom Thurme von Prolog entfernt, da gleitet Sočivizca von seinem Pferde herab, schlägt die nächste Wache mit seinen Ketten nieder, wirft sich auf die Erde und kugelt sich auf dem glattgefrornen Boden hinunter in das Thal, wo er sich unter dem ersten besten Baume zusammenkauert.

Die Türken stürzen ihm nach und an ihm vorbei.

Als sie fern genug unten sind, klimmt er auf die Straße zurück, wickelt seine Ketten dicht um sich her und kommt so geräuschlos wieder am Thurme von Prolog vorüber.

Auf unbetretenen Wegen flieht er die ganze Nacht zwischen Schnee und Bora dahin. Die einzigen lebenden Wesen, die er antrifft, sind eine große Schar Wölfe. Er

will auf einen Baum klettern, seine Ketten ziehen ihn wieder herunter. So faßt er denn diese, seine einzigen Waffen — aber er bedarf ihrer nicht; die Wölfe ziehen vorüber, ohne ihn anzufallen; wie der Lovrich sagt, eine neue Bestätigung des Sprüchworts, daß ein Wolf nicht den andern auffrißt.

Die Türken suchten unterdessen ihren verlorenen Sočivizca die Nacht und auch den Tag. Als er verloren blieb, konnten sie nur seine Frau und seine Kinder nach Travnik bringen.

Diese letzteren ließen sich bald genug zum muhamedanischen Glauben zwingen; die Mutter jedoch blieb standhaft bei dem ihrigen.

Dann heiratete ein Türke die Tochter. „Es ist nicht Recht," sagte er dabei, „daß solch schönes Blut unter den Morlacchen verloren gehe!"

Der Pascha verlangte Sočivizca von Carlo Contarini zurück, der eben General von Dalmatien war. Contarini antwortete sehr richtig, er könne doch nicht für einen Gefangenen haften, der auf dem türkischen Gebiet selbst entflohen sei. Da jedoch die türkischen Abgesandten sehr schrieen und drohten, so wurden die vierzig Panduren, welche jene der Mitwirkung an Sočivizca's Flucht anklagten, zum Schein mit geringen Strafen belegt.

Sočivizca seinerseits wollte seine Familie zurück haben. Er machte dem Pascha die möglichsten Anerbietungen und Versprechungen. Nie mehr wollte er einen Türken be-

läſtigen, von nun an immer und immer ſtill und friedlich leben. Der Paſcha behielt die Familie. Sočivizca verſuchte nun ihn auf epiſtolärem Wege zur Milde zu führen. Einer der Briefe, welche er an den türkiſchen Würdenträger ſchreiben ließ, iſt originell und dabei logiſch.

„Ich habe gehört," ſo ungefähr lautet er, „daß Du, o Paſcha von Bosnien, Dich über meine Flucht beſchwerſt. Ich frage Dich, was Du an meiner Stelle gethan haben würdeſt? Ob Du Dich gern, gebunden wie ein wildes Thier, von Leuten hätteſt weiter führen laſſen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach Dich um das Leben gebracht hätten, wenn ſie mit Dir an einem beſtimmten Ziele angekommen geweſen wären? Die Natur lehrt einen Jeden, den Tod zu fliehen. Was habe ich mehr gethan, als ihre Vorſchriften befolgt? Und welches Verbrechen haben meine Frau und meine Kinder begangen, daß Du, o Paſcha, ſie wider alles Recht und alle Vernunft gefangen hälſt? Glaubſt Du vielleicht, mich dadurch zu zähmen? Du irrſt — Du wirſt mich nur noch wilder machen. Und höre: Du wirſt Deine Wuth an ihnen auslaſſen, und das wird Dir nichts nützen; aber ich werde meinem Haß wider Deine Unterthanen Luft machen, und das wird Dir außerordentlich ſchaden. Darum bitt' ich Dich, gib mir mein Blut zurück. Bewirke bei meiner Regierung meine Begnadigung. Ich werde Deine Unterthanen in Frieden laſſen, und ihnen ſogar als Geleit dienen. Aber verweigerſt Du mir dieſe Gnade, ſo erwarte von mir Alles, was ein Verzweifelter thun

kann. Ich werde Gefährten finden, ich werde Deinen Handel stören, ich werde Deine Kaufleute plündern, und von dem Augenblicke an, wo Du nicht meiner Bitte achtest, gelobe ich feierlich, so viele Türken niederzumetzeln, wie mir nur immer in die Hände fallen!"

So schrieb der Straßenräuber. Der Pascha antwortete nicht; die Familie blieb gefangen.

Die Morlacchen hatten bereits die Flucht Sočivizca's in einem Liede gefeiert; jetzt wurde er ganz und gar ihr Ideal und Held, denn er hielt sein Gelübde. Den ersten Beweis davon gab er, indem er mit fünfundzwanzig Gefährten eine Caravane von hundert Pferden und siebzig Mann überfiel. Allerdings konnte er hierbei keinen Türken „massacriren", weil sie sämmtlich im Voraus Fersengeld gaben; aber all' ihr Hab' und Gut fiel in seine Hände. Er setzte nebst seinen Gefährten Turbane auf, und verfügte sich auf den Markt nach Serraglio, wo sie inmitten der Türken Speise kaufen. Dann begibt er sich nach Dragovich, wo ein Kloster von Calogeri allen Räubern und Mördern als Zufluchtsort diente. Dort läßt er sein Theil von der Beute einem Mönch, trennt sich von seinen Gefährten, hält sich einen Monat verborgen, und als die Türken ihn bereits todt glauben, erscheint er wieder, und abermals als ihr mitleidloser Verfolger.

Und so fährt er fort. Der Züge, die von ihm erzählt, wohl auch gefabelt werden, sind zahlreiche.

Ein besonders tapferer Türke sagte überall, Sočivizca

werde nicht wagen, mit ihm einen Kampf Mann gegen Mann zu bestehen. Kurze Zeit nachher stößt Sočivizca mit sechs Gefährten auf eine Caravane von zehn Türken, unter denen eben jener Prahler ist. Dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Räuber eine Musketenkugel entgegenzuschicken. Sočivizca hat gerade den Kopf zurückgebogen, um den Feind schärfer zu beobachten. So streift die Kugel ihm nur die Stirne, anstatt ihn in der Mitte derselben zu treffen. Er nun schießt dem Türken eine Kugel in den Flintenlauf, die andere in den Kopf. Fünf Türken noch werden fliehend getödtet.

Einige Monate später sitzt er mit vierzehn Gefährten auf der Straße nach Mostar unter einem Baume, als er von Weitem zwei Türken gehen sieht. „Fallen wir zu Vieren über sie her!“ sagen die Andern. „Ich allein bin genug,“ antwortet Sočivizca, und geht den beiden Türken entgegen, indem er auf der Straße etwas zu suchen scheint. Sie fragen ihn, was es sei. Er antwortet kläglich: „Eben hat mir dieser Dieb von Sočivizca mit einem seiner Gesellen zwei Pferde gestohlen, und ich sehe, ob ich nicht ihre Spuren finde.“ Die Türken bücken sich, um auch die Spuren der Pferde zu suchen; den einen schießt, den andern haut Sočivizca nieder.

Wenige Tage, und er metzelt mit fünfundzwanzig von einer großen Caravane, die aus Ragusa kommt, siebzehn nieder und führt drei gefangen mit sich. Im ersten Gehölz, das er trifft, läßt er zwei spießen; der dritte muß

die Spieße drehen. Als diese Menschenbraten gar sind, schneidet er von ihnen die Köpfe ab und übergiebt sie dem Bratenwender. „Bringe sie nach Travnik zum Pascha und sag' ihm: gibt er mir die Meinigen nicht wieder, so wird dasselbe mit allen Türken geschehen, welche in meine Hände fallen. Könnt' ich doch ihm das Gleiche thun!" Die andern Heiducken fanden, es sei zu viel Menschlichkeit, daß der dritte Türke davon käme. „Nein," sprach Sočivizca; „es ist immer besser, daß Einer übrig bleibe, der da erzähle, wessen wir fähig sind!" Zwei Stunden später wurde er mit Uebermacht von den wüthenden Türken überfallen. Die Heiducken flohen dieses Mal. Fünf von ihnen wurden verwundet; einem sechsten, der nicht mehr weiter konnte, schnitt sein eigener Bruder den Kopf ab, damit er den Türken nicht als Siegeszeichen diene. Die Bande war zersprengt. Sočivizca führte mehrere Monate lang in unzugänglichen Höhlen das Hungerleben des gehetzten Raubthieres. Obgleich er nie Christen beraubt und auch die Türken stets nur auf ihrem eigenen Gebiet angefallen hatte, so war er doch in Dalmatien ebenso wenig sicher wie in der Türkei. So hungerte, durstete und floh er denn; aber selbst in dieser „Extramität" konnte er nicht umhin, hin und her einen Türken todtzuschlagen. Was wollt ihr? Es war seine Leidenschaft!

Inzwischen wurde der Pascha von Travnik abberufen. Diese Veränderung gab Sočivizca wieder Luft. Seine Familie durch Bitten befreien zu können, hoffte er nicht mehr

Er entschloß sich demnach zur List. Als Seidenhändler verkleidet, ging einer seiner Gefährten nach Travnik, er selbst mit vier andern näherte sich bis auf einige Miglien. Ich finde nicht aus welchem Grunde er allein blieb; gewiß ist es, daß er sich plötzlich von drei Türken umgeben sah, welche in ihm den Heiducken vermutheten, wenn auch nicht gerade den Sočivizca. Er antwortete auf ihre scharfen Fragen, daß er nach der nahen Stadt Prusacz gehe. „Wohl, so gehen mir zusammen!“ sprachen die argwöhnischen Türken. Sočivizca machte keine Einwendungen. Man kam an ein Wasser; die Türken stiegen ab, um ihre Pferde zu tränken. Sočivizca zog seinen Säbel und hieb dem einen den Kopf ab. Der zweite sah sich um, zu sehen, was es gäbe — auch sein Kopf flog. Der dritte erstarrte, ließ sich von Sočivizca in den Wald führen und antwortete mechanisch auf Alles, was Sočivizca ihn fragte. Dann tödtete der Räuber auch ihn und damit noch nicht zufrieden, schnitt er ihn in Stücken, und biß wie ein wüthender Hund in das blutige Fleisch. Seine Gefährten suchten ihn unterdessen wieder auf. Er konnte, gesättigt durch Türkenblut, mit etwas mehr Ruhe den Erfolg abwarten, welchen die Sendung des fünften haben würde. Es war ein glücklicher. Die Frau und der Sohn entflohen in der Nacht mit dem falschen Seidenhändler; die Tochter zog ihren Mann vor. Sočivizca brachte seinen Sohn nach Dragovich, wo ein Calogero ihn Lesen und Schreiben lehrte.

Doch hörte mit der Befreiung seiner Familie Sočivizca's

Privatkrieg gegen die Türken nicht auf. Er wurde zuletzt ein wahrhaft phantastisches Schreckbild für sie. Heute mordete er sie hier und morgen fünfzig Miglien weiter. Die Türken suchten ihn, die Venetianer suchten ihn, und gefunden wurde er nirgends.

Was seltsam ist — sein Muth gewann ihm sogar die Bewunderung mancher Türken. Mehrere sandten ihm Geschenke. Ein türkisches Mädchen begehrte ihn zum Pobratime und gab ihm als Bundesgeschenk eine Marama, d. h. eine Art von Handtuch, an beiden Enden mit Gold gestickt. Ebenso hatte er einen Türken zum Pobratime. Von diesem verlangte er zwölf Kabanizce und zwölf Anzüge von gutem Tuche. Der Ort, wo er diese Sachen in Empfang nehmen sollte, wurde verabredet. Aber der türkische Pobratim schwatzte gegen einen Glaubensgenossen, und dieser ließ ihm die Wahl, entweder seinen christlichen Pobratim zu verrathen, oder dem Pascha angezeigt zu werden. Nach einigem Schwanken entschied der Muselmann sich für das, was man von ihm erwarten konnte, d. h. für den Verrath. Sočivizca, der immer spähte wie ein Falke, sah statt seines Bruders in der Entfernung eine ganze große Schaar von Türken. Seine Gefährten wollten fliehen. Er sagte: „Nein, überfallen wollen wir sie!“ Es geschah, und die Meisten flohen; Einige jedoch kämpften tapfer, und unter diesen war Einer, welcher den Räuber so unermüdlich rund um einen Baum jagte, daß Sočivizca verloren gewesen wäre, hätte nicht sein Bruder den Türken vom Pferde ge=

schossen. Befreit aus dieser Gefahr, gelobte er feierlich, nie wieder weder mit einem Türken, noch mit einem Griechen Pobratim zu werden.

Im Jahre 1765 wurden durch eine Reihe unglücklicher Zufälle die meisten Gefährten Sočivizca's theils auf otomanischem, theils auf venetianischem Gebiet gefangen genommen. Diese trübe Erfahrung bestimmte ihn, sich in das Privatleben zurückzuziehen, d. h. in eine andere Bande einzutreten. Seinen eigentlichen Wohnsitz hatte er auf österreichischem Gebiete, unfern des Zermagna; doch er machte häufige Besuche in dem Contado von Zara, wo er sein sauererworbenes Geld im Handel angelegt hatte. Das erfuhr der Oberst von Knin und augenblicklich befahl er einem Harambascha von den Panduren, Sočivizca zu fahen. Der suchte mit dreißig Panduren den ihm Empfohlenen umsonst im ganzen Contado, endlich hörte er, Sočivizca halte sich in Ostrovizca auf. Er eilte dorthin und fand den Räuber, wie er, halbbetrunken, Kegeln schob. Ueberrascht wie er war, floh er dennoch und zwar nach dem Thurme des zerstörten, auf einem Felsen gelegenen Castells. Indessen einer der Panduren schoß ihn in den Schenkel, und er würde sich kaum haben retten können, hätten nicht eine Menge betrunkener Landleute, die eben vom Heumachen zurückkamen, sich mit ihren Gabeln den Panduren entgegengesetzt. Das gab ihm Zeit zu Pferde zu steigen und zu einem frommen Pfarrer zu kommen, welcher ihn die ersten Tage pflegte. Die gänzliche Heilung seiner Wunde

wartete er in einer Höhle oberhalb der Cettinaquellen ab. Hergestellt, erschien er wieder in dem blutigen Grenzdrama, welches hier unermüdlich gespielt wurde. Ließ man ihm denn Ruhe?

Ein, um so zu sagen, häuslicher Verdruß bestimmte ihn dieses Mal, sich rascher als sonst wieder zurückzuziehen. Es fiel in die Hände der Bande ein Türke, der einst dem Bruder Sočivizca's zur Flucht verholfen hatte. Sočivizca nahm darauf keineswegs Rücksicht — der Türke sollte sterben. Aber während Sočivizca sein Gebet hielt, was der fromme Mann vor jeder Mahlzeit that, ließ sein Bruder den Türken entfliehen. Das Geschrei über diese unverantwortliche That war groß, und hauptsächlich wild geberdete sich ein Neffe des „Verbrechers durch Edelmuth." Dieser junge Enthusiast für Türkentod ging sogar so weit, daß er seinem Oheim einen Backenstreich gab. Ein Pistolenschuß war die Erwiederung. Sočivizca jagte den Bruder fort, begrub den Neffen und zog sich mit abermaligen Ruheabsichten nochmals nach der Zermagna zurück.

Doch schon im Jahre 1769 schläft er wieder mit sieben Gefährten unter den Bäumen eines Gehölzes am Fuße des Prolog. Sein achter war ausgesandt worden, um Pulver zu holen, woran es den Heiducken mangelte. Ein Hirte hatte einen Hammel für sie geröstet. Warum lief er, nachdem er das gethan, um vierzig Türken herbeizuholen, welche in der Entfernung von wenig Miglien die Abgabe von der Viehweide eintrieben? Um Sočivizca zu fangen, frag-

ten die Türken nicht weiter nach dem Grenzrechte, sondern kamen in aller Eile auf das venetianische Gebiet in das Gehölz am Fuße des Prolog. Die Uebermacht mußte ihnen dieses Mal den Sieg sichern und doch entkam Sočivizca ihnen, indem er sich im Pulverrauch verbarg und so entschlüpfte. Diese Flucht ist seine berühmteste.

Er hatte nun indessen entschieden bürgerliche Niederlassungsgedanken und zwar wäre er gern in österreichische Dienste getreten. Er bedurfte es — der arme Räuber hatte nicht, wovon leben. Mit fünfhundert Zecchinen ging ein Calogero, sein Beichtvater, ihm durch, und ein Vetter aus Imoschi stahl ihm den Rest seiner Barschaft, zugleich mit der berühmten Marama von seiner türkischen Posestrima. Sočivizca beschwerte sich gegen seinen Biographen sehr bitter über diese beiden Diebstähle. „Hätten sie mich auf der Straße beraubt, hätte ich es mir gefallen lassen," sagte er; „denn das habe ich auch gethan. Aber den bestehlen, der sich auf euch verläßt und so ohne alle Gefahr —" Der Straßenräuber fand das schuftig und lumpig.

Es gelang unserm Sočivizca endlich, Harambascha der österreichischen Panduren zu werden. Als der Lovrich seine Biographie beendigte, lebte er anständig und ruhig in dem Dorfe Gracacz und zählte einundsechzig Jahr. Sein Aeußeres beschreibt der Lovrich folgendermaßen: mittlere Statur, langes Gesicht, blaue Augen, wildes Wesen. Er hatte seinem Biographen eine entschiedene Zärtlichkeit eingeflößt. Seit Sočivizca, versichert der Lovrich, wären die Morlac-

chen, welche unter türkischer Hoheit ständen, von ihren Herren mit viel mehr Sanftmuth behandelt worden. Und mit diesen Worten schließt er: „Hätte Sočivizca in fernen Zeiten gelebt, so würde man vielleicht von ihm das singen, was man jetzt von Marco Kraljewich singt, und wenn er sich in unsern Tagen durch staunenswürdige Thaten vor allen übrigen Straßenräubern auszeichnete, so hätte er sich in früheren vielleicht einen Scepter errungen."

Vielleicht; ich sage nicht nein. Vielleicht hat es auch noch schlimmere Räuber gegeben, als Sočivizca; ich kann das nicht beurtheilen. Wir aus der civilisirten Welt verstehen uns doch nicht so recht auf die Barbarei. Aber ich weiß — während ich diese Skizze nachschrieb, war es mir, als schriebe ich anstatt mit Tinte, mit Blut.

Hungersnoth.

Wie es am Freitag geregnet hatte, so regnete es auch den Sonnabend und den Sonntag. Die Wetterausſicht zur Fahrt nach Raguſa war ſo ſchlecht wie möglich, und der Kanonikus ſo gut und herzlich wie möglich. „Habt Ihr nicht ein Dach über dem Kopfe?“ frug er. „Warum wollt Ihr nicht noch bleiben?“ Ich war es auch ganz überzeugt, daß er mit der größten Freude noch länger in ſeinem Dachkämmerchen geblieben wäre, um uns ſeine Zimmer zu laſſen — warum blieben wir da nicht noch?

Ich fing an, ernſtlich eine Hungersnoth zu befürchten.

Am Freitag bekamen wir wenigſtens noch Reis, Fleiſch und einige Fiſche — bobe hießen ſie; aber am Sonnabend um eilf Uhr erſchien Bona noch wichtiger als gewöhnlich, ſtemmte ihre Aermchen noch verwegener als gewöhnlich in die Seite und guckte unter ihrem Buckelchen noch gnomenhafter als gewöhnlich an mir in die Höhe.

„Dušo mia, Seele mein,“ — ihre gewöhnliche zärtliche Anrede — „dušo mia, was werden wir machen?

Ich bin in den Fleischbänken gewesen — es ist auch kein Körnchen Fleisch zu bekommen. Was werden wir machen?"

„Ja, essen müssen wir doch, Bona mein," sagte ich. „Braten wir Fische."

„Dušo, wenn nur welche wären!"

„Und Kraut, Bona? Und Kartoffeln?" fragte ich dringender.

„Aber es sind keine, dušo mia, und es gibt kein Kraut."

Die Kriegsschiffe hatten glücklich alle Provisionen weggekapert.

Ich schickte meine Bona nach Castradin und nach Hühnern aus. Was würde Marco sagen, wenn kein Mittag käme! Ich war unruhig, und dann — ich hatte selbst gehörigen Hunger.

Zwergelchen Bona kam wieder angeschoben. Von Castradin auch nicht ein Körnchen, von Hühnern ein Ehepaar, Preis ein Gulden.

Ich beauftragte Bona, sie sollte versuchen die Henne allein zu erstehen. Ging das nicht, so war ich willig, auch den Hahn zu nehmen — ich hätte, um nur etwas zu bekommen, einen ganzen Hühnerhof gekauft.

Bona brachte die Henne allein, und steckte sie triumphirend in den Topf. Nun war für Brühe und Fleisch gesorgt, und Castradin gab der Kanonikus her, — der gute Kanonikus — sein letzter kleiner Vorrath war für uns.

Ich war neugierig zu sehen, was er selbst essen würde,

kroch in die Küche hinauf und guckte in den Topf. Lieber Himmel, eine Suppe von trocknen Bohnen mit Oel sollte sein Mittag ausmachen. Ich fragte die Signora Vetturina mit wahrem Mitleid: wie sie es dann die Fasten über machten?

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll," antwortete sie mir, „so weiß ich es selber nicht. Es ist manchmal acht Tage lang kein Fisch zu haben; Grünzeug nun schon gar nicht. Und im Sommer erst — da ist's noch schlimmer."

Noch schlimmer — ich dachte an Alexander Dumas: „in Spanien ißt man wenig, aber in Marocco ißt man gar nicht."

Wir setzten uns am Mittag nieder, um unser Huhn zu essen. Es war ungefähr so weich wie gesottenes Holz. Otto schnitt sich außer Athem, ich aß mich außer Athem, wir zweifelten Beide an dem, was wir vor uns hatten. Marco allein hielt mit seinem Kinderglauben das Huhn für ein wirkliches Huhn und kaute tapfer darauf los.

Am Abend hatten wir abermals Reis in Hühnerbrühe, abermals Castradin, eine Frittata von Eiern, die sehr einer zusammengefallenen Nachtmütze glich, endlich einigen Salat, den man aus Monsignore's Garten für uns erbeten hatte. Trotz aller dieser culinarischen Anstrengungen hungerten wir, die Wahrheit zu gestehen, so arg wie früher Poeten in Dachstübchen nur gehungert haben können.

Sonntag Reis und Huhn, Huhn und Reis. „Das wird monoton," sagte ich, „und wenn nun selbst das auf-

hört? Und das ist möglich.“ Und ich kam zu dem festen Entschluß, am Montag Morgen unter jeder Bedingung abzufahren.

Wir gingen gegen Abend zu Monsignore, der sich auch so liebenswürdig zeigte, daß ich ihn nie vergessen werde. Unser guter Macchiedo war krank und hatte seit meiner Rückkehr von Cittavecchia noch nicht zu mir kommen können. Otto besuchte ihn und den gleichfalls kranken Giovanni Cassandrich. Beide Herren frugen ihn ängstlich: ob er auch glaube, daß Cittavecchia und nicht Lesina das alte Pharia sei. Nur in solcher Abgeschiedenheit kann eine solche Frage zu solchen Verhältnissen anschwellen. Otto war kaum zu Hause, als auch schon Herr Doimo Cassandrich mit dem Polybius ankam, dessen Beschreibung von der Landung der Römer wir lesen sollten. Leider bestätigte sie uns nur in unserer Meinung. Cittavecchia muß Pharia sein, auch wenn es nicht seine reiche Campagna hätte, während Lesina nur seine Einfassung von starren Bergen hat, was ganz und gar nicht mit den Gewohnheiten der Römer in der Wahl ihrer Niederlassungsstätten übereinstimmt.

In der Bucht von Sokolizza soll die Landung geschehen sein, sagen die Lesignaner, über den Berg, den wir zu übersteigen gehabt hatten, sollen die Römer gekommen sein, bevor Demetrius zurückeilen konnte. Aber wie wäre es möglich gewesen, daß er nicht hätte zur rechten Zeit zurückeilen können, mochte er nun an dieses oder an jenes Ende des Hafens gelockt worden sein? Der Hafen von Lesina

bildet einen vollkommenen Halbkreis; von jedem Punkte in ihm übersieht man die Berge, welche ihn einschließen. Ueber welchen ein Heer auch immer käme, es müßte gesehen werden, wenn es nicht unsichtbar wäre. Auch sagt Polybius ausdrücklich: ein Hügel; und das, was Sokolizza und Lesina trennt, ist, wenigstens dem Zeugniß meiner Füße nach, ganz unbezweifelt ein Berg, wohingegen der straziû, Cittavecchia gegenüber, sich von beiden Seiten in Hügellinien herabsenkt.

Herr Doimo ergab sich mit vieler Gutmüthigkeit darein, in uns von nun an Cittavecchianer zu sehen und trug seinen Polybius wieder nach Hause, wo er den beiden Brüdern wahrscheinlich ebenso zum Beweisführer gegen unsere Ansicht gedient haben mag, wie er uns in gleicher Art gegen die Ihrige gedient hatte.

Wir brachten, was vom Abend noch übrig war, in ernsten Gesprächen mit dem Kanonikus zu. Von Otto und mir kann ich sagen, es that uns leid, daß es der letzte sein sollte, und ich glaube dasselbe von Don Antonio. Man gibt nicht Fremden sein Zimmer und sein Bett, ohne nicht etwas Wohlwollen für sie zu fassen. Wir versprachen auf der Rückkehr in Lesina zu landen und konnten es nicht, indem das Wetter das Einlaufen unmöglich machte, ein in Dalmatien nicht seltener Fall. Vielleicht war's gut. Es wäre ein Abschied mehr gewesen, und wir hatten vom Abschiednehmen damals gerade genug. Man hat immer genug davon. Es ist nicht eben wohlthuend, wenn man sich sagt,

daß man so viele würdige und liebreiche Menschen vielleicht nie wiedersehen wird. In Spalato besonders wurde es uns recht herzlich schwer gemacht.

Am Morgen unserer Abfahrt von Lesina regnete es glücklich wieder. Wir waren schon darauf gefaßt, durchnäßt auf das Schiff zu kommen, aber es hörte vernünftiger Weise auf, und der Kanonikus und Toni, und Bona und ihr Vater konnten uns an's Ufer begleiten.

Hier dankte ich Don Antonio von ganzem Herzen. Wir hatten noch nicht solche Gastfreundschaft erfahren wie von ihm. Er sagte: er habe sie als Priester ausgeübt; ich wußte es besser: es war Antonio Radunich, der uns aufgenommen hatte.

Herr Doimo Cassandrich begleitete uns an Bord: der erste Lesignaner, der uns begrüßt hatte, war er auch der Letzte, dem wir die Hand drückten.

Der Orient.

Palmen und Pyramiden, Zelte und Kamele, Sand und Sonnenglut!

Nein, ein Verdeck und ein Rauchfang, Matrosen und Passagiere, starker Wind und hohes Meer — wir waren nicht in Alexandrien, in Cairo oder am Sinai, wir waren auf dem „Orient", einem Dampfer des Lloyd, einem guten Dampfer, der ganz besonders von seiner gewöhnlichen Tour nach Constantinopel abgewichen war, um uns in Lesina aufzunehmen und nach Ragusa zu fahren.

Ich fühlte mich ihm sehr verbunden, dem guten Orient; er war kein kleiner Dalmata, oder ein noch kleinerer Kübeck, er war ein vernünftiger Dampfer, mit einem förmlichen Verdeck, einem ordentlichen Salon, wirklichen Cabinen. Natürlich quartierte ich mich wieder bei den Männern ein; im Damensalon waren drei Frauen und zwei Kinder — da sollten alle Heilige mich behüten, um so mehr wie der Himmel aussah. Man hatte mir zwar in Lesina allgemein versichert, ich würde eine vortreffliche Fahrt haben, aber ich kannte schon die vortrefflichen Fahrten, die mir versichert wurden.

Wir betrachteten, während der Orient sich ruhig in Bewegung setzte, zum letzten Male die Berge von Lesina. Sie waren zackig wie gothische Zinnen, von denen hie und da grüne Banner wehten. Von ihrem fahlen, warmen Grunde sprangen les accidents d' architecture ab, an denen Lesina so reich ist. Der stumme Campanile, welcher das verlassene Campo santo bewacht, die schöne Loggia, die venetianischen Fenster der Piazzahäuser, endlich rechts am Hafenende das Franziskanerkloster mit seinem Lebensbaume. Die Forts lagen oben im Regengrau, die Madonna incoronata blickte nur oben über den Abhang herunter.

Links waren die Spalmadore. Wie ihre Vorhut lag das kleine Galisgnik mit seiner Befestigung am Eingange des Hafens. Sein Name dürfte von den venetianischen Galeeren und Galeuzzen abgeleitet werden, die früher vor Lesina ihre Station hatten. Es hieße dann so viel wie „Ort der Galeeren."

Es fiel wieder ein Mal ein schöner Platzregen — wir mußten hinunter. Selbst Marco konnte nicht weiter als bis auf die Treppe. Wir quartierten uns in der sehr bequemen Cabine ein; ich lag, Otto saß — so hatten wir denn die möglichste Geduld. Es waren zum Glück nur wenige Reisende, besonders auf unserer Seite — einige junge Militärärzte, von Bologna nach Dalmatien versetzt, die Räthin Petranovich aus Zara, die ihrem Manne nach Cattaro folgte, endlich eine Beamtenfamilie, ebenfalls aus Zara, bound for Ragusa vecchia. Außer uns reiste Nie-

mand freiwillig, und doch — auch wir reisten nur halb freiwillig. Wenigstens befand ich mich höchst unfreiwillig in der Gesellschaft des Familienvaters, wie ich, seiner larmoyanten Zärtlichkeit gegen seine Sprößlinge wegen, den Beamten getauft hatte. In meinem Leben habe ich keine so verzweifelt sorgenvolle Physiognomie gesehen, und keine, die sich so zur sorgenvollen Verzweiflung eignete. Sie war fast ganz Nase — oben befand sich ein klein wenig Stirn, unten noch weniger Kinn, an jeder Seite eine dünne, bescheidene Wange. Alle schweren Gedanken, die sonst auf der Stirn ruhen, saßen hier auf der Nase, alle schmerzlichen Gefühle, die sich sonst in den Mundwinkeln zeigen, residirten hier in den Nasenflügeln. Die Nase war eine ganze lange Elegie, der ganze Familienvater in seinem unbeschreiblichen dunkelgrünen Rock ein zum Beamten gewordenes Grünkohlbeet. Ich hatte, leider, Muße ihn zu studiren, denn er brachte, nachdem das Diner vorbei war, seine Sprößlinge in den Salon und setzte sie zu zwei ungeheuern Tassen mit Milchkaffee nieder. Das Pärchen war seines Urhebers werth — es tunkte so endlose Semmelbrocken in den scheinbar unversieglichen Kaffee, daß ich mir in meiner Cabine nicht anders zu helfen wußte, als durch humoristisches „Bronteln". Es war wirklich grausam von den kleinen Wesen, so lange zu tunken, denn ebenso lange spazierte der Familienvater den Salon auf und nieder, und eben so lange sah ich wieder und wieder seine unglückselige Nase.

Endlich waren die Tassen leer und wir im Hafen von Pidocchio bei Curzola. Der Familienvater führte seine Schätze fort, ich stand auf, die Signora Petranovich kam aus dem Damensalon, und wir machten Bekanntschaft. Obgleich aus Knin, also echt morlacchischen Stammes, hatte sie doch ganz die liebenswürdige Schmiegsamkeit und anmuthige Geschwätzigkeit der Zaratinerinnen angenommen — wir wurden rasch vertraut. Nachdem wir gemeinschaftlich beschlossen hatten, wozu Jede von uns im Stillen bereits völlig entschlossen gewesen war, nämlich Curzola Curzola sein zu lassen, versicherten wir uns gegenseitig im Gefühl unserer momentanen Stabilität, daß wir einen enormen Hunger hätten, und Antonio, Ragusäer und Cameriere des Orients, wurde um ein zweites Diner beschworen. Er trug auf, was noch übrig war, es war wenig — die Signora und wir drei hätten allenfalls genug daran gehabt, aber die Frau, die Schwester und die Sprößlinge des Familienvaters kamen, um uns zu helfen, und so hatten wir nicht genug.

So satt wie wir hatten werden können, d. h. immer noch über die Hälfte hungrig, stiegen wir hinauf und sahen uns um. Der Hafen kochte, als siedete grünes Glas darinnen, der Sturm schnitt wie mit montenegrinischen Messern durch die nebelgraue Luft. Von Curzola sahen wir nur einen grünen Vorsprung, hinter welchem die Straße in die Stadt führte, von Sabioncello, dieser Halbinsel des ragusäischen Festlandes, schroffe, schwärzliche Abstürze, oder Palmen — gniente. Gerade wie auf Lesina.

Der Kapitän kündigte uns an, wenn das Wetter so bliebe, bleibe er die ganze Nacht über im Hafen. Bei diesem Sturm und hauptsächlich bei diesem Nebel getraue er sich nicht durch die Scoglien von Ragusa. Der freundliche Mann hätte sich uns gegenüber seine Gründe schenken können — wir waren mit dem Stilliegen sehr einverstanden, hatten nicht die mindeste premura, in der schwarzen oder grauen Nacht romantisch in einem Scoglio zu stranden, und mocht' es zehnmal ein ragusäischer sein.

Es wurde uns oben bald des Windes oder besser des Sturmes zu viel, und wir resignirten uns in den Salon. Einige Herren aus dem zweiten Salon fuhren über, um am Lande zu speisen — sie brachten die Nachricht, daß sie Nichts gefunden hätten, als zähes Huhn mit Reis. Also abermals wie auf Lesina. Die Nase des Familienvaters, welcher mit übergefahren war, sah wo möglich noch verzweifelter aus als vorher, wo er noch die Hoffnung hatte, zu Mittag zu essen.

Seine Sprößlinge gaben uns ein Nachmittagsconcert. Wir, die Signora P. und ich, philosophirten über Kindererziehung. Marco wurde als Modell gepriesen — wozu der Junge es nicht gebracht hatte!

Die Nase des Familienvaters steckte mich an — trotz meiner angenehmen Gesellschafterin langweilte ich mich verzweifelt. Und aus Verzweiflung las ich Notizen, die Otto mir aus einem alten und sehr kostbaren, nämlich halbruinirten Manuscript, gegenwärtig im Besitze des Herrn G.

Cassandrich, über den Besuch ausgezogen hatte, welchen die Türken einst auf Curzola abstatteten und zwar 1571, als Selim II. den Venetianern Cypern entrissen hatte.

Die Curzolaner empfingen ihn, d. h. den Besuch, leider, als eine zu große Ehre, welche sie völlig um alle Besinnung brachte. Die ganze Insel scheint nur einen Kopf gehabt und ihn gänzlich verloren zu haben. Alles lief davon, will sagen, Alles schiffte sich ein. Die Dominikaner und Franziskaner ließen ihre Klöster und ihre Heiligthümer zurück und flüchteten nach Zara. Selbst der Rettore rettete sein Mobiliar und hatte die ernstlichste Absicht, auch sich selbst zu retten. Als die Türken zuerst auf der Insel landeten, fanden sie die Wachen sanft und selig eingeschlafen. Die Wachen erwachten vom Geschrei der Türken und — liefen was sie konnten in die Wälder. Die Türken hatten daher das Plündern in dem Dorfe Blatta, dem größten der Insel, recht bequem. Gefangen war nicht viel zu nehmen, indem Niemand mehr da war, außer einigen Kindern und einigen Alten. Die wurden denn fortgeschleppt, unter den letztern auch die Mutter eines Johann Barzolo, welcher sich für seine Person in den Wald in Sicherheit gebracht hatte. Da — ein Mal ein Zug der Mannheit — hörte er seine Mutter schreien, stürzte herbei, tödtete vier Türken und befreite die Mutter. Er selbst wurde, da er seine Lanze, welche in den Kleidern eines Türken hängen geblieben war, nicht herausziehen konnte, schwer verwundet, blieb für todt liegen und starb zwei Tage nachher.

In der Stadt ging es arg zu. Die Wachen des Ravelins verließen ihre Posten, weil — das Wasser bis an die Knie ging. Der Rettore wollte durchaus davon, und nur mit der größten Mühe hielt der Archidiaconus ihn zurück. Dieser Archidiaconus — ein Rosaneo, wie der Verfasser des Manuscripts — war der einzige wirklich kriegerische Geist in der Stadt. Er ermahnte sowohl zum Kampf, wie zum Gebet, und ordnete, um die gesunkene Phantasie der Curzolaner in etwas zu erheben, glänzende Messen und feierliche Prozessionen an. Bei einer derselben wurde ein Mann ohnmächtig und blieb es mehrere Stunden. Aus Andacht oder aus Furcht? frägt der Chronist. Aus Furcht, sage ich, denn als den andern Tag das Gerücht erscholl, der Feind sei schon da, lief der Ohnmächtiggewesene allen andern Davonläufern voraus und hielt nicht eher an, als bis er 15 Miglien weit in den Bergen war. Trotz dieser und ähnlicher Erfahrungen verlor der Archidiaconus doch nicht den Willen und die Hoffnung, Curzola zu vertheidigen. Wackrer Priester! sein Glaube war noch stärker, als der, welcher Berge versetzt. Er ließ die waffenfähigen Männer zählen — es waren ihrer wahrhaftig noch 240. Unerwartetes Ergebniß!

Dem Rettore war es endlich doch gelungen, davonzukommen, aber wenigstens unter einem schicklichen Vorwande. Er wollte Verstärkung von Zara holen. Er kam nicht und die Verstärkung auch nicht, wohl aber der Feind. Der Glöckner, welcher am 14. August auf dem höchsten Thurme

Mariä Himmelfahrt einläutete, erblickte plötzlich im Osten die ganze türkische Flotte. Zum letzten Male offenbarte sich ein allgemeines Fluchtbedürfniß, unterdessen der Archidiaconus wandte, um es zu unterdrücken, geradeweges Gewalt an. Sein Bruder, Vincenz Rosaneo, unterstützte ihn dabei. Aus Furcht wurde man heldenmüthig. Man schoß unter Zittern und Zagen, aber man schoß, und was noch mehr war, man traf. Die Frauen wurden von Begeisterung ergriffen, bewaffneten sich und halfen schießen. An ihrer Spitze war die Schwester des Rosaneo, Caterina Vitalis — ihr Name werde wenigstens ein Mal genannt, wenn auch nur von meiner Stimme. Die Bora kam dem neuen Muthe der Curzolaner zu Hilfe und zwang die Flotte, sich nach Westen zu wenden. Drei bessergekleidete Türken erschienen auf dem Berge San Biagio, um die Stadt zu recognosciren. Die ganze Bevölkerung war auf den Mauern, die Frauen und die Kinder in Männerkleidern. So schienen der Vertheidiger Tausende, die Türken segelten ab und nach Lesina. Bevor sie dort mit Plündern und Sengen fertig waren, näherte sich die venetianische Flotte, und Curzola wurde nicht weiter beunruhigt. Der Archidiaconus hatte die Stadt wider ihren Willen gerettet, es blieb ihm nur noch etwas zu thun: die schimpflich Geflohenen bei ihrer Rückkehr vor der Wuth des Volkes zu schützen.

Und wir lagen und lagen. Der Sturm wurde immer wilder, die Dunkelheit immer dunkler. Der Kapitän trocknete sich am Ofen, welchen er zu unserer großen Plage

hatte vollstopfen lassen. Wir saßen, schwatzten, gähnten und wurden hungrig. Ich fragte nach dem Abendessen. „Madame, man ißt nicht zu Abend, nur für den Kapitän wird gekocht," antwortete der Cameriere. Ich fand das sonderbar, glaubte jedoch, es sei Schiffsdisciplin, und genoß, was ich bekam, nämlich Thee. Die Gesellschaft folgte meinem Beispiele, dann zog Alles sich in die Cabinen zurück. Bald war am Bord die tiefste Stille, nur draußen schlug dumpf das Meer an, der Wind brauste, und von Zeit zu Zeit prasselte ein Hagelschauer auf das Verdeck herab. Eine sonderbare Nacht — ich wollte sie in Verse bringen und schlief darüber ein.

In der grauen Frühe fuhren wir. Eine Stunde später ging ich hinauf und sah Curzola. Dahinter eine blaue Erhöhung, Lagosta, weiter Sabioncello und Meleda. Die Halbinsel und die Insel waren gleich schroffblau. Das Meer war mächtig, grün, mit weißem wildtanzendem Schäumen. Prachtvoll. Der Wind capriciös. Am Himmel glänzende Sonne und düstere, drohende Wolken.

Darf man oben sein, ist ein solch' bacchantisch aufgeregtes Meer eine wahre Lust.

Lagosta hieß einst die Kornkammer von Ragusa. Jetzt wird Fischfang auf ihr getrieben. Die vielen sie umgebenden Riffe, Lagostini genannt, veranlaßten häufige nächtliche Schiffbrüche in ihren Wassern — deßhalb ließ die Börse von Triest auf ihr einen Leuchtthurm errichten. Ihre Bevölkerung soll von den Aussätzigen herstammen, welche die

aus Syrien zurückkehrenden Kreuzfahrer hier aussetzten. Die den Aussätzigen eigenthümliche und hier vorherrschende Gesichts- und Schädelbildung soll das beweisen.

Auch Meleda hat seine „Soll's". Es soll den Schakals ihren Namen canes melitenses gegeben haben. Sankt Paulus soll hier gestrandet sein. Agesilaus von Anagarba unter Nero, Statthalter von Cilicien, soll, hierher verbannt, in einem Hafen einen prachtvollen Palast gebaut haben. Die Mauern des Palastes sind noch heutigen Tages zu sehen. Der Hafen heißt noch Porto palazzo. Der antro delle ninfe soll die Grotte der Kalypso gewesen sein. Das hier beobachtete Detonationsphänomen endlich soll noch immer genügend erklärt werden.

Ich sah mir die Küsten der Insel mit den vielen Soll's an, und so wenig einladend sie aussahen, wär' ich doch gern dort gelandet, wenn auch nicht gerade so, wie der Apostel. Eine noch unbetretene Erde hat immer gewisse Geheimnisse der Anziehung.

Als Meleda aufhörte, sahen wir eine Strecke lang zur Rechten das offene Meer, dann fuhren wir zwischen den grünen Inselbergen von Olipa links und Jakliana rechts in den Canal der Scogli von Ragusa ein und hatten nun verhältnißmäßig ruhiges Wasser. Zur Linken behielten wir das ragusäische Festland, zur Rechten folgten einander Giupana, Isola di Mezzo und Calamota. Hier lag eine ganze Flotille von Kauffahrteischiffen. Auf der Isola di Mezzo ging einst eine Geschichte vor, deren sowohl Neigebaur wie

Kohl erwähnt. Ich las sie in einer italienischen Bearbeitung, die in Spalato erschienen war, und einen Schauspieler, welcher Dalmatien mit seiner Truppe zu bereisen pflegte und Carlo Benvenuti hieß, zum Verfasser hatte.

In dieser Bearbeitung fängt die Geschichte mit dem Feste von S. Biagio oder Sct. Blasius an, der den beiden Heiligen Serdan und Bacco in der Schutzherrschaft über Ragusa gefolgt ist. Sein Fest wird mit allem Pomp gefeiert. Vor dem Palast sitzt der Fürst, der Rektor, und läßt den an diesem Tage üblichen Zug an sich vorübergehen. Neben ihm befindet sich sein Sohn, Ludovico Frammone, an den Fenstern des Palastes sitzt unter den juwelengeschmückten Ragusäerinnen eine, welche kein Auge von Ludovico verwendet. Ein Mädchen von der Insel Lopud, dem slavischen Namen für die isola di mezzo, nähert sich Ludovico und steckt ihm, unbemerkt wie sie glaubt, einen mit einem Oelzweig durchwundenen Aringel zu. Er verbirgt den Zweig auf der Brust, die edle Ragusäerin am Fenster sinkt ohnmächtig zusammen, in der Nacht wacht der junge Patrizier in Ragusa, die junge Dame in Gravosa, Maria, das Fischermädchen, auf der Insel Lopud.

Der um das Vaterland hochverdiente Marino Zamagna kehrt von einer Sendung an Kaiser Karl V. zurück. Ragusa empfängt ihn mit Freuden. Der Rektor ladet Zamagna mit seiner Familie auf den Abend in den Palast ein. Sie wollen ihre Kinder verheiraten. Elisabeth Zamagna ist es, welche umsank, als Ludovico den Oelzweig

empfing. Der Jüngling sitzt und studirt, als der Vater zu ihm kommt und ihm ankündigt, daß er am Abend verlobt werden soll. Die gewöhnliche Scene zwischen dem Sohne, der nicht will, und dem Vater, der da will. Am Abend Verkündigung der Verlobung vor dem ganzen edlen Ragusa. Aber wo ist der Bräutigam? Ludovico erscheint, in Felle gekleidet, das Haar geschoren — er will Eremit werden, nie der Gatte eines Weibes. Er schifft dieselbe Nacht nach dem Benediktinerkloster auf dem Scoglio S. Andrea. Der dortige Abt, sein Freund, empfängt sein Bekenntniß, überredet ihn zur Entsagung. Um sie Maria mitzutheilen, fährt er nach Lopud, und — neue Gelübde werden ausgetauscht. Ein verschmähter junger Fischer entdeckt den Grund zu seiner Verschmähung und schwört Rache. Elisabeth Zamagna stirbt. Der Rektor fordert heftig die Rückkehr des Sohnes. Die Brüder Maria's werden durch den verschmähten Fischer zu einer heimlichen Zusammenkunft der Liebenden herbeigeführt. Aber sie bringen weder die Schwester noch Ludovico um, sie jagen ihn blos fort.

Ragusa glaubt sich von den Venetianern bedroht und errichtet Festungswerke. Ludovico frägt nichts danach, er frägt sich jede Nacht nur, ob Maria kommen wird. Er schifft nicht mehr hinüber nach Lopud, aber sie schwimmt nach San Andrea. Eine Lampe, welche Ludovico an einen sichern und erhöhten Ort setzt, ist ihr Leitstern. Leider kann sie nur zwei Monate hindurch so hinüberschwimmen, ohne daß ihr verschmähter Fischer sie abermals an die Brü-

der verräth. Mit ihnen schifft er in einer Sturm- und Regennacht nach dem Scoglio, die Lampe wird fortgenommen und an einen Mast der Barke befestigt. Als Maria nicht mehr zu weit ist, fängt die Barke an, langsam vor ihr herzufahren, immer rund um den Scoglio. Vier Stunden lang schifft sie so, vier Stunden lang schwimmt das Mädchen, zuletzt in einer Art mechanischer Bewußtlosigkeit, dem trügerischen Lichte nach. Endlich sinkt sie; die Schmach ist gerächt, aber auch die Barke scheitert unmittelbar darauf bei einem neuen Aufbrausen des Sturmes — auch der Mord ist gerächt. Ludovico ist während dieser Catastrophe am Strande, er will Maria nach, sie retten oder mit ihr sterben — der Abt hält ihn mit Gewalt zurück und fest. Ein Jahr später legt er im Kloster die Gelübde ab.

Das ist „Maria von Lopud", in Benvenuti's Bearbeitung, ein Operntext, wie er nur gefunden werden kann. Der Librettist darf dem Romancier nur Scene für Scene folgen, so hat er das Buch — der Roman ist bereits opernmäßig gegliedert — man merkt den Schauspieler. Der Schluß allein müßte geändert werden. Ludovico muß entweder mit Maria untergehen, oder sie retten. Im ersteren Falle werden beide als Leichen an das Ufer gespült — im zweiten ist Maria nur ohnmächtig und erwacht „in den Armen des Geliebten". Der Umstand, daß sie so und so lange geschwommen — vier Stunden dürfen es freilich nicht sein, nur so viel Minuten, wie Ludovico braucht, um den Verrath zu erkennen, sich vom Abt loszureißen und in dem

Wasser zu verschwinden, und dann noch so viel, wie der Abt braucht, um mit einem verzweifelnden Recitativ am Ufer hin und her zu stürzen und dann mit einer Preghiera im Vordergrunde niederzuknien — nun also, daß Maria so und so viel Minuten geschwommen, dieser Umstand ist für Toilette u. s. w. kein zurückhaltend bedenklicher; in der Oper kommen die Helden ja stets trocken aus dem Wasser. In beiden Fällen müßte trotz des Sturmes gerade im richtigen Augenblick der Vater Framone aus Ragusa erscheinen, im unglücklichen, um über den Sohn zu weinen, im glücklichen, um das Brautpaar zu segnen. Die Barke mit den verrätherischen Brüdern müßte in jedem Fall Angesichts der Zuschauer untergehen.

Der Stoff ist wirklich gut, wenn auch nicht ganz neu; mehr als sich von vielen Dingen sagen läßt. Der Regenhagel z. B., welcher uns hinter Calamota abermals vom Verdeck vertrieb, war gar nicht neu und sehr fatal, denn er brachte uns um die Einfahrt in den Hafen. Erst als das Schiff schon eine Weile still lag, konnten wir wieder hinauf. Ein schönes, regelmäßiges Becken umgab uns, Oelberge umkränzten es, weiße Villen standen malerisch an den dunkelgrünen Ufern: wir waren im Hafen von Gravosa.

Aus dem Orient.

Die erste Person, welche auf uns zukam, als wir in Gravosa an's Land stiegen, war ein Douanier.

Die Douanier's gehören zu meinen Antipathieen wie die Couriere und Lohnbedienten.

Der Douanier in Gravosa war von der fremdenfressenden Sorte. Er warf kaum einen Blick auf unser Gepäck, denn das war ihm sicher, aber über Otto's Brieftasche fiel er her, riß sie ihm aus der Hand und heraus das Blatt, durch welches General Mamula uns an alle Militärbehörden empfiehlt. Wir hatten es zwar bisher noch nicht gebraucht, aber wir hatten es doch immer zur Hand; die Empfehlung des Gouverneurs konnte hier und da legitimiren, und das konnte hier und da nöthig sein.

Otto bestand auf Zurückgabe des Blattes — der Douanier hielt es halsstarrig fest.

„Aber es ist vom General Mamula."

„Mamula thut seine Pflicht, und ich thue die meinige."

Er zählte die Briefe, welche in der Tasche waren.

„Eins, zwei, drei" — bis eilf; drei davon sogar versiegelt! — das war ein Fund für den Douanier. Er trabte, Otto und den Koffern voraus, auf die Dogana, ich nahm geschwind meine Mappe zu mir. Wer stand mir dafür, daß die Dogana nicht alle meine Manuskripte lesen wollte, wie in Lesina alle unsere Bücher?

Zwei Karossen kamen an. Der Kutscher der einen fragte mich, ob ich die Signora Baronessa sei, welche der Signor Serragli erwarte? Ich sagte ja. Da möcht' ich doch die Güte haben, mich etwas in Gravosa aufzuhalten. Der Signor Serragli würde gleich mit der Karosse kommen.

Lieber Gott, der Herr Serragli konnte kommen; die Dogana sorgte dafür, daß wir uns in Gravosa aufhalten mußten. Weder Otto noch das Gepäck kam wieder zum Vorschein. Ich stand auf dem schwimmenden Boden in der brennenden Sonne und lorgnirte der Reihe nach sämmtliche Villen und jeden einzelnen Oelberg.

Ich war längst damit zu Ende, und noch kein Otto, noch kein Gepäck. Ich lorgnirte zum zweiten Male jeden einzelnen Oelberg und sämmtliche Villen. Dazu hungerte mich erbärmlich. Denn als ich auf dem Dampfer zum Cameriere sagte: „Antonio, bevor wir an's Land gehen, wollen wir zu Mittag essen," antwortete mir Antonio: „Signora, man ißt nicht zu Mittag."

„Aber was ist denn das auf diesem Vapore?" fragte ich. „Will man zu Abend essen, wird kein Abendessen

gekocht, will man zu Mittag essen, ist kein Mittag da — wann essen denn Euere Passagiere?"

„Sie essen, wenn wir etwas haben — wie gestern."

„Und heute habt Ihr nichts?"

„Nein, Signora."

„Und gestern Abend hattet Ihr auch schon nichts?"

„Ja, Signora."

„Aber warum habt Ihr so viel Nichts?"

„Weil auf Curzola nichts zu haben war. Weder Milch, noch Fische, noch Grünzeug."

„Mit einem Worte: Nichts."

„Ja, Signora, mit einem Worte: Nichts."

Aviso für künftige Reisende: wer Curzola besuchen will, verproviantire sich.

„Nun, bist Du endlich da! Wenn es hier in Gravosa Gassenjungen gäbe, so hätte ich es ja gar nicht ausgehalten, so lange hier zu stehen. Aber so waren die Leute alle außerordentlich höflich und bedauerten mich blos. Hast Du wenigstens die Briefe wieder?"

„Ja, aber ich habe für die drei versiegelten drei Gulden bezahlen müssen."

Anderes Aviso für künftige Reisende: führt man Empfehlungsbriefe bei sich, stecke man sie nicht in die Brieftasche, oder stecke die Brieftasche nicht so, daß ein Douanier sie sehen kann. Wir konnten sehr zufrieden sein, noch mit so geringer Strafe davon zu kommen.

„Und wo ist nun der Signor Serragli?"

Ja, wo war der Signor Serragli? Er würde kommen, rief mir derselbe Kutscher zu, der schon ein Mal aus der Stadt gekommen und in die Stadt gefahren, und nun zum zweiten Male da war, um zum zweiten Male zurückzufahren.

„Er holt uns mit seinem Wagen ab," sagte ich mit naivem Vertrauen.

Ich wußte noch nicht, daß es in ganz Ragusa nur zwei Miethskutschen gibt, welche an Dampfertagen den Dienst zwischen Gravosa und der Stadt versehen.

Eine davon, die zweite, kam jetzt leer an und hielt nahe vor uns still. Aber das war nicht „der Wagen des Signor Serragli"; ich würdigte die Miethskutsche keines zweiten Blickes.

Wir standen auf der Landstraße, und die Sonne brannte, als wär' es Sommer.

„Da ist ja auch der Familienvater," sagte Otto, „und wie verzweifelt sieht seine Nase wieder aus! Hat auch er Conflikte mit der Dogana gehabt?"

„Nein, nur mit den Trägern. Hör' Du, ich geh' ein Bischen dort in den Garten, — ruf' mich, wenn der Signor Serragli kommt."

Der Garten war voll von Buchsbaumhecken. Einige Rosenbüsche blühten. Nachdem ich diese Scenerie fünf Minuten lang betrachtete, kannte ich sie auswendig und wanderte auf die Landstraße zurück.

„Ist der Herr Serragli noch nicht da?"

„Nein; es kam ein Herr und stieg in die Kutsche, die hier wartete, aber das kann er doch nicht gewesen sein."

Er war es aber doch gewesen. Er hatte Otto nicht erkannt, weil ich nicht dabei gewesen war. Jetzt kam er in der Miethskutsche zurück, stieg aus, und die gegenseitige Begrüßung fand statt.

Herr Serragli war in Ragusa derjenige, dem Frau von Cattani uns anvertraut hatte, wie in Scardona dem braven Signor Romagnolo, wie in Spalato dem „coltissimo conte Leonardo Dudan", wie in den Castellen dem liebenswürdigen Conte Mome.

Herr Serragli klärte mich zuerst darüber auf, was es in Ragusa heiße, mit dem Wagen kommen, und dann sagte er uns, er habe die Absicht gehabt, mit uns am Bord zu diniren, weil es in der Stadt um diese Stunde sehr schwer halten werde.

„Mein Gott," sagte ich ganz aprehensiv, „am Bord ist es geradezu unmöglich, denn es ist nichts da."

„Und die Signori haben Hunger?"

„Unermeßlichen."

„Nun, mir geht's auch so."

„Um so besser," sagte ich getröstet.

„Wir werden finden."

„Wir müssen's," sprach ich tragisch. Denn ich hatte, glaub' ich, noch in meinem Leben nicht so gehungert, wie auf der Landstraße von Gravosa nach Ragusa.

Wir stiegen sämmtlich in die Miethkutsche, welche ich

nun respektiren gelernt hatte, — das Gepäck kam auf einem Karren hinterher.

Am Anfang der Vorstadt Pille stiegen wir aus. Vor uns waren die Festungswerke der Stadt, rechts ein Thurm auf einem Felsen, links die Anhöhe mit Häusern und Gärten.

„Dort oben hab' ich für Sie Quartier genommen," sagte Herr Serragli. „Wollen wir erst hinauf oder erst ein Mittag suchen?"

Ich schaute in die Höhe — es war sehr hoch. „Erst ein Mittag suchen," antwortete ich beweglich.

Herr Serragli führte uns in das deutsche Brauhaus, über welchem das Casino ist. Im Brauhaus war Bier, aber von Mittag — Nichts.

Herr Serragli deponirte mich und Marco in dem Café Birimiscia, gegenüber der Birreria. Dann verfügte er sich in die Krone, dem einzigen Orte, wo ein Mittag möglich sein sollte. Otto ging dem Gepäck entgegen, ich trank unterdessen Limonade und aß Kuchen. Marco machte es mir nach, und dabei blieben wir Beide hungrig wie eine Wolfmutter und ihr Junges.

Herr Serragli kam zurück. Ein Mittag war nicht nur möglich, es befand sich sogar schon in der Bereitung. Herr Serragli bot mir den Arm und führte mich in Ragusa ein.

„Lieber Himmel," sagte ich und that einen Blick auf meine Toilette, die nach dem Maulthier, nach der Barke,

nach dem Hagel und nach dem Vapore ausſah, „in einem ſolchen Aufzuge zum erſten Male nach Raguſa!“

„Reiſende können ausſehen wie ſie wollen,“ antwortete Herr Serragli, und mit dieſem zweideutigen oder vielmehr nicht zweideutigen Troſte geleitete er mich in die Krone.

Sie lag zum Glück gleich am Anfang der Stadt. Wir kamen incognito hinein. Gleichſam eingeſchmuggelt.

Und das Mittag, das erſehnte Mittag kam, und wir konnten eſſen!

Was waren wir hungrig geweſen! Noch mehrere Tage lang konnte ich nicht ordentlich ſatt werden.

Geſättigt, ſo weit wir es von einem Mittag ſein konnten, machten wir uns wieder auf, verließen wieder die Stadt und ſtiegen hinan, was in den Vorſtädten von Raguſa eine Gaſſe genannt wird, nämlich Steinſtufen au naturel zwiſchen Gartenmauern.

Herr Serragli läutete an einer grünen Thür in einer Gartenmauer zur rechten Seite der — Gaſſe. Die grüne Thür ging von ſelbſt auf und wir — ſtiegen abermals Steinſtufen hinan, bis wir unter eine weiße Veranda kamen, die im Sommer mit ihrem Weindach ſehr angenehm ſein mußte. Eine artige freundliche Frau empfing uns und führte uns in einige Zimmer im erſten Stock. Sie öffnete die Jalouſieen der Fenſter, ich trat an das eine und ſtieß einen leiſen Schrei aus, denn vor mir lag das ganze große Meer.

Anmerkungen.

Die Schwestern von Traú.

Traú, ausgesprochen Tra-ú, (lat. Tragurium, sl. Trogir), Hauptstadt eines Distriktes des Kreises Spalato und Sitz einer Prätur, liegt 14 Miglien westlich von Spalato auf einer Halbinsel, welche durchstochen und zur Insel gemacht worden ist. Der 3 Miglien lange und ¾ Miglien breite Canale di Traú, welcher den Canale della Castella mit dem offenen Meere verbindet, trennt dieselbe von der Insel Bua und wird von einer 150 Fuß langen steinernen Brücke überwölbt, die in der Mitte für durchfahrende Schiffe geöffnet werden kann. Eine andere, früher steinere, jetzt hölzerne Brücke führt zum Festland hinüber. Die Stadt selbst hat meist krumme, enge Straßen mit alten unregelmäßigen Häusern, zählt 3000 Einwohner, und war ehedem stark befestigt, aber die Festungswerke sind zur Zeit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden. Nur die Thore, das alte Castell und ein großer runder Thurm an der Meerseite sind stehen geblieben. Die Kathedrale ist das schönste Gebäude der Stadt und zugleich die schönste Kirche Dalmatien's, die Kirche von S. Domenico, des 1265 vom Bischof Colomban errichteten Klosters der PP. Predicatori, besitzt ein werthvolles Bild von Palma vecchio, und im Garten des Conte Fanfogna-Garagnin befindet sich eine bedeutende Sammlung Alterthümer und in dessen Palast die reichste Privatbibliothek der ganzen Provinz.

Die Bewohner leben von Landwirthschaft, Fischfang und Schifffahrt. Wein ist das Haupterzeugniß des Gebiets der Stadt (gegen 40.000 Barille jährlich). Getreide könnte für den Bedarf ausreichen, wenn der Boden überall wie auf den Gütern des Conte Fanfogna

bei Divuglie benutzt würde; die Feigen brachten ehedem allein 5000 Dukaten jährlich, Fische werden gegen 300 Barille jährlich eingesalzen, Thunfische gegen 12.000 Pfund verkauft. Die Schiffswerfte haben Ruf und liefern meist kleinere Fahrzeuge, die Schifffahrt war einst blühender und beschränkt sich jetzt blos auf das adriatische Meer.

Das Klima von Traú ist äußerst mild. Das Thermometer steigt im Sommer gewöhnlich nicht über 26° und fällt im Winter selten unter 2° Wärme. Daher gedeiht auch im Garten des Signor Burich die nördlichste Palme von Dalmatien.

Die Geschichte von Traú ist die reichste und vollständigste aller Städtegeschichten, welche wir von Dalmatien besitzen, und zugleich die einzige, welche in dem berühmten Historiker Giovanni Lucio einen ebenso gründlichen, als wahrheitsgetreuen Berichter und Herausgeber gefunden hat. Gegründet wurde die Stadt, welche eine der ältesten Städte Dalmatien's ist, um 380 oder 388, nach Anderen um 237 vor Chr., und zwar war sie gleich Epetium eine Colonie der Lissaner, denen sie auch den Namen **Tragurium** verdankte. Denn die Ziegen (griechisch tràgos) machten Lissa ebenso berühmt wie die Brazza, und bildeten das Hauptemblem der Münzen dieser Insel. Lucius läßt die nach Lissa geflohenen Trogilesen die Stadt gründen und nach ihrer Vaterstadt Trogilon bei Syrakus nennen. Bis 1400 erhielt sich der Name Tragura, dann wurde Tragu und zuletzt Trahu, Traú daraus. Wo aber das alte **Tragurium** gelegen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, da weder das jetzige Traú, noch die nördlich davon gelegene Bucht, welche Traú vecchio heißt, Spuren von altem Mauerwerk aufzuweisen hat. Strabo, Pomponius Mela und Ptolemäus sagen, es liege auf einer Insel, das **Itinerarium Antonini**, und die Peutinger'schen Tafeln versetzen es auf das Festland; die Lage des heutigen Traú vereinigt die entgegengesetzten Angaben und macht es wahrscheinlich, daß die alte Stadt ebendort gestanden, wo die neue steht. Plinius nennt sie „eine römische Stadt, berühmt durch ihren Marmor", Porphyrogenitus gibt ihr den Namen **Tetrangurion** und zählt sie zu den wenigen Städten, welche nach der Einwanderung der Slaven römisch blieben. Ihr Gebiet beschränkte sich auf die benachbarten Hügel und das von ihnen umschlossene Land, das sogenannte Campo piccolo. Traú bedurfte daher stärkeren Schutzes, als der griechischen Kaiser, die Herren der **Dalmazia romana**, ge-

währen konnten, um den nahen Slaven widerstehen zu können, und unterwarf sich gleich den andern Städten 806 dem Kaiser Karl dem Großen; aber der Friede von 810 stellte es wieder unter die Herrschaft des Kaisers Niceforus, und die Schwäche der Nachfolger des Letzteren bewog die Traúriner, sich 827 für gänzlich unabhängig zu erklären. Mit 100 Lire jährlich erkauften sie sich Ruhe von den sie umgebenden Chrvaten und gegen die Narentiner wandten sie sich, da die Griechen sie nicht schützen konnten, an Venedig um Beistand. Der Doge Pietro Orseolo II. kam 997 mit seiner Flotte nach Traú, empfing hier den Bruder des Königs Dircislav der Chrvaten, Krešimir, und schloß mit ihm den Frieden unter der Bedingung ab, daß Krešimir's eigener Sohn, Stephan, als Geißel nach Venedig geschickt wurde. Seitdem begann die größere Annäherung und allmälige Vermischung der römischen Städter und slavischen Landbewohner. Als Papst Alexander III., von Kaiser Friedrich Barbarossa verfolgt, am 13. März 1177 in Zara landete und in Prozession zur Kathedrale zog, wurde das **Te Deum** schon in illyrischer Sprache gesungen. Im dreizehnten Jahrhundert waren die Slavich, die ihren Namen später in Rossignoli übersetzten, die ersten Slaven, welche im Gemeinderath von Traú saßen und 1553 war nach Giustiniani die slavische Sprache und Lebensweise die herrschende in Traú. Nur Wenige trugen italeinische Kleidung und blos die Männer verstanden noch die „**lingua franca**“, welche die Frauen weder lernen, noch sprechen wollten.

Um seine Freiheit zu wahren, erkannte Traú trotz der öfter wiederholten Unterwerfung unter Venedig bald die Kaiser von Byzanz, bald die Könige von Croatien als Oberherrn an und erhielt 1108 vom König Koloman von Ungarn die ersten urkundlichen Privilegien, welche 1124 von Stephan, 1151 von Geysa III., und 1182 von Bela III., den Nachfolgern Koloman's, bestätigt und vermehrt wurden. Auch die Reihe der Bischöfe, welche seit dem Bischof Pietro im achten Jahrhundert unterbrochen worden war, begann 1062 mit der Wahl des Giovanni Orsini, des nachmaligen Schutzpatrons den Stadt, in ununterbrochner Folge. Aber 1123 wurde Traú von den Saracenen bis auf den Grund zerstört und 1171, während es dem Kaiser Emanuel (seit 1165) gehörte, von den Venetianern gänzlich geplündert. Nur langsam erholte sich die Stadt von dem betroffenen Unglück, viele ihrer Bewohner hatten sich nach Spalato geflüchtet und dort angesiedelt, und erst während des

Waffenstillstandes, welcher 1188 den achtjährigen Krieg zwischen Venedig und Ungarn endete und dieses im Besitz von Dalmatien ließ, vermochten es die Traúriner, ihre Stadt wieder mit Mauern zu umgeben und sich so vor der bisherigen Furcht zu sichern, keinem Angriff widerstehen zu können. Sie blieben nun fest bei Ungarn, obgleich sie 1183 dem Dogen Orso Malipiero von Neuem Treue gelobt und von ihm, wie 1174 von seinem Vorgänger, Sebastiano Ziani, ihre Privilegien bestätigt erhalten hatten. Ihr Gebiet hatte sich inzwischen jenseits der Hügel bis zu dem Bergpaß Porta und östlich bis zum Kloster S. Pietro de Klobuk erweitert und umfaßte das sogenannte Campo grande oder das Gebiet von Biach. Da aber das Dorf Ostroch, welches über Castel Vitturi lag und jetzt nicht mehr existirt, auch zum Campo grande gehörte und von König Koloman 1103 der Kirche von Spalato geschenkt worden war, machten die Spalatriner den Traúrinern bald den, bald jenen Theil des Campo grande streitig. Herzog Andreas von Dalmatien, der Bruder des König Emmerich III. von Ungarn, gab 1200 den Traúrinern Recht, widerrief jedoch, als er König geworden war, seine Entscheidung 1207 zu Gunsten Spalato's und bestätigte, auf die abermalige Klage Traú's, 1210 wiederum seinen ersten Ausspruch, welcher durch die Diplome von 1216 und 1217 bekräftigt wurde. Auch gegen die ihnen vom Conte Domualdo widerfahrenen Unbilden, suchte König Andreas die Traúriner künftig durch eine Urkunde von 1217 zu schützen und um selbst kräftiger zu sein, schlossen sie 1221 ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Spalatrinern, Clissanern und Sibenzanern. Ihre bewaffneten Fahrzeuge halfen 1221 die Seeräuber von Almissa züchtigen und erzwangen 1225 von den Segnanern nicht nur die Zurückgabe des von denselben geraubten Eigenthumes Traúriner Bürger, sondern auch die Befreiung aller Traúriner von der tergovina oder der Zahlung des Marktzolles in Segna. Nach einer Urkunde von 1227 waren die Traúriner im Verein mit den Spalatrinern im Besitz der Veste Cliffa, und beide Städte erneuerten 1239 am 11. Juli ihren Bundesvertrag, wie die Traúriner 1236 auch ihr altes Freundschaftsverhältniß mit Ancona wieder hergestellt hatten. Als die Tataren 1242 den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, flüchtete sich dieser, um sicherer zu sein, mit seiner ganzen Familie von Spalato nach Traú. Da er sich jedoch auch hier noch für gefährdet hielt, schiffte

er sich ein und wartete, der Sage nach, auf dem kleinen scoglio, welcher zur Erinnerung daran den Namen Kraljevac, Königsriff, führt, bis Kadan, der Anführer der Tataren, nach den erfolglosen Versuchen, sich Traú's zu bemächtigen oder von den Bürgern seine Feinde ausgeliefert zu erhalten, über den Berg Vlasco auf der nach ihm benannten Straße „der Tataren" abzog und ihm gestattete nach Traú zurückzukehren. Der König belohnte die Traúriner für die ihm gewordene Aufnahme durch die beiden Urkunden vom 18. März, in welchen er ihnen alle ihre frühern Privilegien bestätigte und sie in den vollkommen freien Besitz des Gebiets von Drid setzte, dessen sie bisher durch die Schenkung Herzog Koloman's, des Königs Bruders, nur beschränkt genossen hatten, und verließ die Stadt am 11. Mai 1242, nachdem er seinen Neffen, den Verlobten seiner Tochter Margaretha, Wilhelm von Montferrat, am 20. April durch den Tod verloren und in der Kathedrale hatte begraben lassen. In Folge der Privilegien Bela's brachen die Grenzstreitigkeiten zwischen Traú und Spalato 1243 von Neuem los, die Spalatriner machten fünfzig Traúriner zu Gefangenen, und P. Gerardo von Modena suchte durch einen Vergleich vom 11. September, in welchem die Traúriner Ostroch, die Spalatriner ihre Gefangenen zurückgaben, ferneren Feindseligkeiten vorzubeugen. Aber die Traúriner bereuten es, dem Besitz von Ostroch für immer entsagt zu haben, und König Bela erklärte auf ihre Beschwerde den Vergleich für erzwungen und deßhalb für ungiltig. Darauf rüsteten die Spalatriner einige Schiffe aus und fuhren längs der Bua gegen Traú. Aber die Traúriner gewannen die Seeschlacht, indem sie durch den Zufall und die Flut begünstigt eine feindliche Fusta wegnahmen. Um Verstärkung zu haben, wählten die Spalatriner den Ninoslav, Ban von Bosnien, zum Conte, welcher mit einer Heeresmacht herbeikam und das Gebiet von Traú furchtbar verwüstete. Die Traúriner dagegen wandten sich an den König, welcher ein Heer gegen den Ban von Bosnien sandte und den Ban Dionysius von Slavonien und Dalmatien beauftragte, die Spalatriner zu bestrafen. Da durch die Tapferkeit der Traúriner die westliche Vorstadt von Spalato erobert wurde und in Brand gerieth, unterwarfen sich die Spalatriner am 12. Juli 1244 den ihnen auferlegten Bedingungen, gaben das bestrittene Land zurück, stellten sechs edle Jünglinge als Geißeln und zahlten 600 Mark Silber Strafe. Der König kam 1245

selbst nach Dalmatien, um die Sache gänzlich beizulegen, aber unter seinem Nachfolger Stephan V. ging 1271 der Streit von Neuem los. Die Sibenzaner, welche schon seit 1250 in fortwährendem Unfrieden mit den Traúrinern gelebt hatten, weil sie unter der kirchlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von Traú standen und selbst einen Bischof haben wollten, halfen den Spalatrinern das Gebiet von Traú verwüsten und plündern. Der mächtige Beschützer Traú's, der Conte Stephano von Bribir, Ban von Slavonien und der Küste, welcher 41 Jahre lang Conte der Stadt gewesen, war 1274 gestorben und der unmündige Sohn und Thronfolger Stephans, Ladislaus IV., gebot zwar auf die Klage der Traúriner den Feinden derselben Ruhe und bestätigte im April 1275 alle ihre Besitzungen, aber auf die Gegenvorstellungen der Spalatriner erklärte er noch im September desselben Jahres alle das Dorf Ostroch betreffenden Urkunden des Königs Bela IV. für ungiltig, und das Schiedsgericht, welches die wiederbegonnenen Feindseligkeiten enden sollte, stellte im Juni 1277 den Zustand der Dinge von 1243 wieder her. Mit Sebenico hörten alle Zwistigkeiten auf, sobald der von den Sibenzanern eigenmächtig errichtete Bischofsstuhl 1298 die päpstliche Genehmigung erhielt. Da aber während der Fehde nicht nur die Spalatriner, sondern auch der Ban Paolo von Bribir und seine Brüder auf Seite Sebenico's gewesen waren, hatte Traú 1283 sich an Venedig gewandt und den Francesco Falier zum Conte angenommen, welcher mit Spalato ein Abkommen traf und den Conte Giorgio Bribir von Sebenico zu seinem Nachfolger in Traú erwählen ließ. Die Gewaltthätigkeiten desselben waren jedoch so groß, daß es den Frauen verboten wurde, aus den Thoren zu gehen und die Traúriner 1290 mit den Spalatrinern und Venetianern heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß abschlossen. Conte Giorgio starb 1304, aber sein Nachfolger, der Ban Paolo, und dessen Bruder Mladin Bribir trieben die Erpressungen noch ärger als er. Mladin verlangte sogar die Unterschrift eines leeren Blattes und schloß auf die Weigerung des Magistrats die Stadt, Ende Mai 1315, zu Land und zu Wasser ein. Der kräftige Widerstand der Bürger und das Herannahen der venetianischen Flotte bewog ihn, sich mit 10.000 Lire, von denen 3000 sogleich bezahlt werden mußten, zu begnügen und Alles zu lassen, wie es war. Aber seine fortgesetzten Forderungen an Geld und Leuten bestimmten die Traúriner, sich

1322 den 24. April mit Vorbehalt der Rechte des Königs von Ungarn an Venedig zu ergeben. Mladin verheerte zwar das Gebiet von Traú, wurde aber von den Traúrinern geschlagen und im Herbst vom König Karl Robert für immer seiner Freiheit beraubt. Unter dem ersten venetianischen Conte, Marius Morosini, wurde 1322 das Capitolare oder Statuto der Stadt, welches 1291 zum ersten und 1303 zum zweiten Male in sechs Büchern gesammelt und aufgeschrieben worden war, in drei Bücher zusammengefaßt und verbessert. Der große Rath, welcher die früher übliche Generalversammlung des gesammten Volks vertrat und bisher achtzig Mitglieder zählte, sollte künftig aus allen Nobili bestehen, deren Väter und Großväter im Rathe gewesen waren. Nur mußten sie nach späteren Zusätzen lesen und schreiben können und ihre Väter, wenn nicht adelige, so doch wenigstens ehrbare Bürgermädchen geheiratet haben. Dieser große Rath wählte die vier Richter, welche im Verein mit dem Conte, Podestà und Rettore alle Civilsachen, und die vier Räthe, welche alle Criminalfälle entschieden, und mit den Richtern und dem Rettore den „geheimen Rath" ausmachten; ferner in dringenden Fällen die zwölf Savii, welche mit dem geheimen Rath zusammen den „kleinen Rath" bildeten, dem die Befugnisse des großen Rathes übertragen wurden, und wenn die Stadt ohne Conte, Podestà, Vicario oder Rettore war, die zwei oder drei Consuln, welche dieselbe Macht in Händen hatten, wie der Rettore oder die beiden Rettoren, die von Monat zu Monat gewählt wurden. Ebenso wählte der große Rath auch alle übrigen Aemter und Würden des Magistrats und gab oder veränderte nach und nach die Gesetze, wie sie 1708 in Venedig gedruckt wurden. Der von der Stadt besoldete Arzt und Notar durfte bei 25 und 5 Lire piccoli Strafe nie ohne die Erlaubniß des Conte die Stadt verlassen. Niemand außer dem Conte durfte bei 50 Lire Strafe fremden Wein trinken, und bei Verlust der Barke welchen einführen.

Niemand durfte bei 10 Soldi Strafe Hasen, Rephühner, Gänse oder Hühner zum Wiederverkauf kaufen, Niemand bei Nacht ohne Licht gehen, doch genügte ein Licht für mehrere Personen, und Niemand bei 40 Soldi Strafe, außer auf und an dem Platz, um Geld spielen. Nur um Essen und Trinken konnte Jeder ungehindert überall in der Stadt oder Vorstadt spielen. Auch durfte auf dem Platze und an der Loggia keine Frau, die etwas verkaufte, bei 5 Soldi Strafe,

spinnen. Von den Strafgeldern erhielten gewöhnlich die Ankläger und Denuncianten die Hälfte.

Wer magische Künste oder Kräutertränke anwendete, wurde verbrannt. Wer einen Andern verwundete, zahlte Geldstrafe, wer ihn tödtete, ward enthauptet. Wer seine Dienstleute schlug, zahlte 3 Lire, wer fremde schlug 5, mit Waffen 10 und bei Nacht 15. Bestahl ein Dienstbote seine Herrschaft, verlor er die Nase, stahl Jemand in der Stadt oder Vorstadt, ein oder beide Augen, je nachdem der Werth 60 Soldi bis 10 Lire oder bis 25 Lire betrug. War der Werth noch größer, wurde der Dieb „so lange gehangen, bis er starb".

Für Schimpfreden mußte der Mann 40, die Frau 20 Soldi zahlen. Wer ein Mädchen schändete, mußte sie, wenn sie ihn wollte, heiraten, wollte sie ihn nicht, ihr 200 Lire zahlen und der Commune 100. Zahlte er nicht, wurde er enthauptet.

Frauen durften bei 50 Lire Strafe nicht ohne Erlaubniß des Conte aus der Stadt fortgenommen werden.

Schuldner oder Verbannte durften acht Tage vor und nach den Festen des S. Lorenzo und S. Giovanni Orsini ungehindert in der Stadt und dem Distrikte ein- und ausgehen.

Das Votiren geschah auf dreierlei Weise: durch scrutinio, indem Jeder sein Votum dem Notar oder Kanzler gab, durch Aufstehen und Sitzenbleiben, was Ja und Nein bedeutete und mit Kugeln in zwei Gefäßen, wobei in manchen Fällen $^2/_3$ bis $^4/_5$ der Stimmen erforderlich waren.

Drei Jahre später (1325) wurde auch eine besondere Commission zur Regulirung des Communal- und Privat-Grundeigenthums im Gebiet von Biach oder wie es damals hieß, in Podmorie, ernannt und ein neues Kataster, zavod, angefangen, welches 1327 unter dem Conte Giovanni Gradenigo vollendet wurde und alle in Podmorie liegenden Grundstücke enthielt, während in dem alten zavod nur die bebauten Felder angetragen waren, welche die Stadt von den Königen von Croatien und Ungarn erhalten hatte.

Die inneren Wirren der sogenannten Estrinseci, Verbannten, und Intrinseci, Daringebliebenen, welche seit 1311 die Ruhe von Traú störten, Vielen das Leben und Eigenthum kosteten und der Stadt unendlichen Schaden verursachten, wurden ebenfalls nach fast zwanzig Jahren durch Vermittlung Venedigs beigelegt. Sie hatten damit

begonnen, daß Marino di Andreis, aus einer der reichsten und berühmtesten Familien Traú's, welche früher Andronici hieß, aus Byzanz herstammte, und von König Bela IV. mehrere Privilegien erhielt, in einem Streite den Cancelliere tödtete und zwei Consuln verwundete, deren Einer, Matheo Zori, aus der alten Familie Cega, wahrscheinlich sein politischer Rival war. Das Volk, entrüstet darüber, verjagte sogleich den Marino mit sammt seinem Anhang aus der Stadt und erwählte den Matheo zum Generalkapitän und später zum Podestà. Marino erhielt zwar bald darauf die Erlaubniß zur Rückkehr und wurde nur an Geld gestraft, verließ aber 1313 freiwillig mit allen seinen Verwandten und Freunden Traú, um nicht unter Matheo zu stehen, begab sich zum Ban, und da er durch diesen seine Rückkehr in die Vaterstadt nicht erlangen konnte, zu den Sibenzanern, mit deren Hilfe er 1317 zurückkam und seinen Gegner Matheo, der noch immer Podestà war, mit allen seinen Anhängern vertrieb. Bartholomeo Michieli aus Venedig wußte als Podestà die Ruhe der Stadt zu erhalten, aber unter seinem Nachfolger brach im Januar 1320 ein neuer Aufstand aus, der Podestà wurde ermordet, viele Bürger mußten fliehen und die bisher Verbannten kehrten zurück. Die jetzt Verbannten wandten sich an Venedig und erhielten in Folge der in Venedig getroffenen Compromisse von 1326 und 1328 die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe ihrer konfiscirten Güter.

Die 1328 vom Conte Giorgio bewilligte und von seiner Witwe 1331 bestrittene Zollfreiheit der Straße von Clissa, wurde im Bunde mit Spalato, Sebenico und dem Conte Nelepitio von Knin, durch eine Belagerung Clissa's 1333 erzwungen und der seit 1325 währende Grenzstreit mit Sebenico in demselben Jahre gütlich beigelegt. Ueberhaupt suchten die Städte die Störungen des guten Einvernehmens unter einander mehr und mehr zu vermeiden und besonders die „Repressalien" abzuschaffen, welche die meisten Streitigkeiten veranlaßt hatten. Denn wenn ein Bürger einer Stadt von einem Bewohner einer andern Stadt beleidigt oder beschädigt worden war, so klagte er bei seinem Magistrat und erhielt, im Fall nicht der darum angegangene Magistrat des Verklagten die nöthige Genugthuung verschaffte oder die deshalb erwählten Schiedsrichter die Sache beilegen konnten, ein schriftliches „Patent zu Repressalien", welches ihm erlaubte, Sachen oder Personen aus dem Orte des Schuldigen im Beisein eines be-

stimmten Zeugen wegzunehmen und so lange im öffentlichen Verwahrsam zu behalten, bis er zufrieden gestellt wurde. Im Innern Dalmatiens genügte die einfache durch Zeugen oder einen Eid erhärtete Aussage, um vom Župan sogleich die Repressalien bewilligt zu erhalten, welche der Kläger ganz nach seiner Willkür ausübte. Bei einem Morde mußten die Tödter den Verwandten des Getödteten die vražda, das Blutgeld, zahlen oder diese nahmen Statt dessen aus dem Orte der Tödter, was sie an Personen und Sachen bekommen konnten.

Die vielen Mißhelligkeiten, welche die Commune von Traú mit ihrem Bischof Lampridio Vitturi (seit 1319) hatten, endigten 1341 mit dessen Absetzung.

Als König Ludwig von Ungarn 1345 nach Dalmatien kam, verbanden sich Anfangs die Traúriner mit den Spalatrinern, Sibenzanern und dem Conte Mladin von Cliffa gegen ihn und befestigten Stadt und Vorstadt besser; aber die fortgesetzten Streif- und Plünderungszüge der Ungarn, welche alle Feldarbeiten und allen Handel störten, die Kosten, welche ihnen Venedig durch die Vermehrung und Verpflegung der Truppen verursachte, und das Anerbieten Venedigs an Ungarn, Traú und Spalato abtreten zu wollen, um Sebenico und Scardona zu behalten, bestimmten die Traúriner, sich freiwillig dem König zu ergeben. Sie verschlossen am 9. Juli 1357 ihrem Conte Marco Bembo, während er zur Frühmesse in's Franziskanerkloster von Maria de' Dridi gegangen war, die Thore und nöthigten ihn dadurch zur Abreise nach Spalato. Die Spalatriner, welche am Tag vorher ohne Blutvergießen alle in der Stadt befindlichen Venetianer gefangen genommen hatten, nahmen den Conte mit allen Ehren auf und schickten ihn mit ihrem Conte nach Venedig, während der Ban die Unterwerfung der Städte annahm, und König Ludwig die Gesandten derselben empfing und mit der Bestätigung aller ihrer Rechte und Freiheiten (vom 30. August) wieder entließ. Der venetianische Senat suchte durch Briefe und Gewaltmaßregeln Traú wieder zu gewinnen, mußte es aber am 18. Februar 1358 im Frieden zu Zara an Ungarn abtreten.

Ein Volksaufstand in der Nacht vom 5. Dezember 1357, bei welchem der Bischof Stephan von Lesina schwer verwundet und die Häuser mehrerer Edelleute geplündert wurden, hatte die strenge Bestrafung der Thäter, der nochmalige Versuch Spalato's, die An-

sprüche auf Ostroch geltend zu machen, die königliche Entscheidung vom 23. April 1358 zur Folge, welche den Besitz für immer Traú zuwies.

Die innere Verwaltung Traú's veränderte der König Ludwig dadurch, daß er in ganz Dalmatien in Gerichtssachen die Appellation an seinen Hof, und in Betreff der Steuern eine Centralkammer des Dreißigsten einführte, die Hälfte der Zölle beanspruchte und die Salzpreise bestimmte, während bisher von den Einnahmen des Thor- und Marktzolles (vratarina und tergovina) nur zwei Theile dem Fiskus, der Dritte dem Rettore und der Zehnte dem Bischof zugefallen waren, und das Salz der Commune allein Nutzen gebracht hatte. Mit Bewilligung des Königs wurde zwar das Salz um zwei Soldi billiger verkauft, als in andern Städten, aber dennoch war das Einkommen der Commune jetzt zu gering, um auf Verlangen des Königs die Mauer des Borgo fertig machen zu können, an welcher man bisher (seit 1290) jährlich zehn Ruthen hatte bauen lassen. Da es 1369 hieß, der König würde nach Traú kommen, sollte, um die nöthigen Vorräthe zu haben, unter der Aufsicht von zwölf Savii jeder Bauer des ganzen Gebietes zwei Hühner und zehn Eier und jede Familie der Stadt und Vorstadt eine Last Holz geben, jeder Schlächter seine Ochsen und Kälber zeigen und jede Herde des Distrikts angesehen werden, damit das nöthige Schlachtvieh ausgesucht werde. Ferner sollten aus allen Kellern 400 Faß des besten schwarzen und weißen Weines ausgewählt, 25 Malter Korn aus Apulien bereit gehalten, 12, vier Pfund schwere, Wachskerzen und 20 Pfund Wachslichter fertig gemacht und 2 Pfund Pfeffer und Zimmt angeschafft werden, kein Kaufmann sollte noch Gerste verkaufen, um für die Pferde des Hofes genug zu haben und für die übrigen Ausgaben sollten 10 Lire täglich angewiesen werden. Aber alle diese Sorgen und Kosten wurden der Stadt erspart, indem der König nicht kam und nur die Ausrüstung der Galeere verlangte. Dagegen mußten herkömmlicher Weise an die vielen fürstlichen Herrschaften, welche damals Dalmatien passirten, Gesandte mit Geschenken im Werth von 50 bis 240 Dukaten abgeschickt, die durchreisenden hohen Personen aus dem Gefolge des Königs aufgenommen und „beehrt" und die Boten, welche die Nachricht von einer glücklichen Entbindung in der königlichen Familie überbrachten, mit zwölf Goldgulden belohnt werden.

Während des Krieges zwischen Venedig, Genua und Ungarn wählte 1378 die genuesische Flotte den Hafen von Traú zum Ueberwintern, sperrte die Zugänge desselben durch versenkte Schiffe und Steine und ließ die Stadt und alle Engwege der Insel Bua durch den Ban in den möglichst besten Vertheidigungszustand setzen. Am 16. November erschien Vittor Pisani mit der venetianischen Flotte und setzte, da er nicht in den Hafen einlaufen konnte, Truppen auf der Insel aus, um sich der Stadt zu bemächtigen. Aber diese fanden einen solchen Widerstand, daß sie mit großem Verlust auf die Schiffe zurückkehren mußten und Pisani gezwungen war, den Angriff aufzugeben. Die Genueser blieben in Traú, quartirten sich in den Häusern und Klöstern ein, verstärkten die Befestigungen und beunruhigten die Schifffahrt der Venetianer. Daher erhielt im Februar 1379 Pisani den ausdrücklichen Befehl, Traú zu nehmen. Er erschien vor dem Hafen, zog sich aber, als er die Vertheidigungsanstalten der Genueser sah, ohne eine Landung zu wagen, wieder zurück. Die Genueser, durch zehn neue Schiffe verstärkt, segelten ihm nach, kehrten nach dem Siege von Pola theilweise nach Traú zurück und fuhren, mit den 7 Galeeren der dalmatischen Städte 52 Galeeren stark, gegen Chioggia. Die dalmatischen Schiffe, unter denen auch die Galeere Traú's mit dem **Sopracomito Casotto de Cassotti** war, kehrten jedoch nach der Einnahme Chioggia's in ihre Heimat zurück und entgingen so dem Schicksal, welches die genuesische Flotte betraf. Um den Borgo ummauern zu können, wies der König den Traúrinern 1381 aus der königlichen Kammer 2000 Gulden an, und auch die wiederholte Ausrüstung der Galeere wurde mehrmals auf königliche Kosten bestritten.

Nach dem Tode König Ludwig's blieb Traú der Königin Elisabeth und Maria treu, aber ein Aufstand im November 1386, welcher ohne Blutvergießen mit der Vertreibnng des Conte Paolo de' Paoli aus Zara, endete, und ein anderer am 27. Dezember 1387, bei welchem mehrere Edelleute um's Leben kamen und Viele fliehen mußten, machen es wahrscheinlich, daß schon damals eine Partei gegen König Sigismund bestand, welche es mit der Zeit durchsetzte, daß sich die Stadt, da Sigmund sie nicht schützen konnte, am 9. Mai 1390 dem König Twrtko von Bosnien ergab, welcher am 8. Juni alle Privilegien und Freiheiten der Traúriner bestätigte. Dasselbe that am 25. April 1392

sein Nachfolger Stephan Dabiša, welcher jedoch 1394 alle Eroberungen der Bosnier in Dalmatien an Sigismund abtrat, so daß die öffentlichen Akte, welche in diesen Jahren gar keinen Fürsten nannten, seitdem wieder den Namen des Königs von Ungarn trugen.

Unter dem neuen Ban von Dalmatien, Nicolò de Gara, wurden 1395 die innern Störungen, welche die Verbannten seit 1387 erregt hatten, beseitigt und die Parteien verhielten sich auch ruhig, als im Juni 1398 die Unruhen in Spalato ausbrachen und die vertriebenen Nobili mit ihren Anhängern nach Traú kamen. Die Traúriner schlugen das von den Spalatrinern angebotene Bündniß ab, und suchten den Frieden herzustellen. Da aber die Spalatriner im Januar 1399 das Gebiet von Traú beunruhigten, halfen die Traúriner den Estrinseci von Spalato und man fügte sich gegenseitig allen möglichen Schaden zu, bis 1401 eine Ausgleichung zu Stande kam, und die Traúriner sich verpflichteten, die Estrinseci binnen zwanzig Tagen aus der Stadt zu entfernen. Aber heimlich begünstigten sie dieselben fort und fort und ergriffen, da Spalato zu Sigismund hielt, gleich Zara und Sebenico (1402) die Partei des Königs Ladislaus von Neapel, erhielten durch Hervoja und Ostoja die Bestätigung ihrer Privilegien und steckten am 19. November die Standarte des Königs Ladislaus auf. Aber Ladislaus erfüllte nicht, was man von ihm gehofft. Er bestätigte zwar am 31. August 1403 die Privilegien Traú's, wollte aber in der Stadt oder Vorstadt ein Castell errichten lassen und die Traúriner konnten es nur abwenden, indem sie dem König ein Geschenk von 300 Dukaten machten und sich den Hervoja durch häufige Geschenke geneigt zu erhalten wußten. Gleichwohl schloßen sie für alle Fälle am 8. Oktober 1403 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sebenico, verstärkten die Wachen und die Mauern und bauten in aller Eile im Borgo einen Thurm aus Holz, welcher 1404 durch einen steinernen ersetzt wurde. Aber die Geschenke, welche jährlich an Hervoja, bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Traú der Herzogin und bei der Hochzeit seiner Nichte dem Bräutigam gemacht werden mußten, hatten die Stadt so erschöpft, daß mehrmals Anleihen nöthig wurden, um die Ausrüstung und den Sold der Armbrustschützen und Galeeren bestreiten zu können, welche fortwährend vom König Ladislaus und seinem Statthalter Hervoja verlangt wurden. Die Traúriner waren daher sehr zufrieden, als Hervoja 1409 zur Partei des Königs Sigis-

mund überging und dieser 1413 den Hervoja aller seiner Würden und Aemter entsetzte. Die Spalatriner gelobten sogar dem heil. Vitalis eine Kirche für ihre endliche Befreiung.

Sigismund bewilligte 1412 den Traúrinern zum Fertigbau der Vorstadtmauern den Dreißigsten und die Salzkasse, welche ihnen der Ban jedoch erst nach einem ausdrücklichen Befehl des Königs vom 1. August 1413 verabfolgen ließ, und wollte in Traú ein Arsenal errichten, um den Venetianern eine Flotte entgegensetzen zu können, mußte es aber aus Mangel an Geld unterlassen.

Seitdem Venedig Sebenico besaß, fürchtete Traú eine Ueberrumpelung. Es wurde eine große Kette angeschafft, um den Hafen zu sperren. Es wurden 1417 zwei Nobili erwählt, um die Befestigungen der Stadt nachzusehen und in Stand zu setzen, und 1418 eine große und kleine Galeere ausgerüstet. Aber Alles war vergebens. Die venetianische Flotte unter Pietro Loredan erschien vor Traú, bombardirte die Stadt und zwang die Traúriner dadurch, sich am 22. Juni 1420 den Venetianern zu ergeben. Die ungarische Besatzung zog sich auf das Festland zurück, und eine Gesandtschaft der Bürger ging nach Venedig, um die Bestätigung der Privilegien, das Wahlrecht des Conte aus dem venetianischen großen Rath und das Versprechen zu erlangen, daß kein Castell in der Stadt errichtet würde. Gleichwohl wurde noch in demselben Jahre der Bau des Castells begonnen, die Conti wurden in Venedig bestimmt und hatten nebst dem Capitano und Camerlengo die Verwaltung in Händen, welcher das Statuto zur Richtschnur diente, und die Privilegien hatten keine Bedeutung mehr. In den Türkenkriegen blieb die Stadt von jeder Belagerung verschont. Nur das Gebiet, welches damals gegen zwölf Miglien im Umfang hatte und mit der Stadt 5000 Einwohner zählte, hatte von häufigen Streif- und Raubzügen zu leiden und die Kraina von Traú fand bei der Eroberung des Innern und besonders der Erstürmung von Castel nuovo 1687 vielfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

So reich und bewegt die Geschichte von Traú vor der Unterwerfung an Venedig gewesen war, so arm und friedlich ist sie unter der venetianischen Herrschaft. Während die Traúriner 1362 nicht Geld und Mühe gescheut hatten, um bei Gelegenheit eines Besuches des Ban Niklas von Széch und seiner Frau den Befehl zu erwirken, daß

die Morlacchen mit ihren Herden das Gebiet von Traú nicht mehr betreten dürften, waren die Morlacchen 1553, wie Giustiniani schreibt, „ihr Leben“ und der Verkehr mit ihnen der Hauptnahrungszweig der Stadt.

Der Fall der Republik veranlaßte die Gräuelscenen des 15. Juni 1797, bei welchen mehrere Personen um's Leben kamen und das Haus der Garagnin geplündert wurde. Der venetianische Conte Santo Contarini flüchtete sich nach Castel nuovo und kehrte am nächsten Tage mit einigen Hundert Castellanern zurück. Alle Wohlgesinnten bewaffneten sich und wählten einen Ausschuß, der die Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt, bis die Oesterreicher am 16. Juli 1797 einrückten.

Der Herrschaft Oesterreichs folgte 1806 die französische und 1813 die österreichische.

Der achtundvierzigste Bischof von Traú, Giov. Antonio Pinelli, war der letzte. Er entsagte 1822, der Stuhl blieb unbesetzt und das Bisthum wurde durch die Bulle Leo's XII. (**Locum Beati Petri**) vom 30. Juni 1828 mit dem von Spalato vereinigt.

S. Giovanni Traúrino, der Schutzheilige von Traú, kam 1062 zur Zeit Krešimir's im Gefolge eines Cardinal-Legaten, der für Ungarn bestimmt war, nach Dalmatien. Als die Traúriner die Ankunft des Legaten in Zara vernahmen, ersuchten sie ihn, den eben ausgebrochenen bürgerlichen Zwiespalt in ihrer Stadt durch seine Gegenwart zu beseitigen. Er willigte gern ein, ging nach Traú und versöhnte die Parteien. Da nun in derselben Zeit der Bischof starb und die Traúriner fürchteten, die Bischofswahl könnte von Neuem Unruhen hervorrufen, so baten Clerus und Volk einstimmig den Legaten, einen seiner Begleiter als Bischof dazulassen. Er lehnte es ab, gab aber den wiederholten dringenden Bitten der Bürger nach und suchte einen jungen Römer seines Gefolges aus der edlen Familie Orsini, welcher sich durch Frömmigkeit, Sittenreinheit und Gelehrsamkeit auszeichnete, zur Annahme der Wahl zu bewegen. Erst nach vielem Zureden willigte Giovanni ein, wurde vom Erzbischof Lorenzo von Spalato geweiht, machte sich als Bischof so verdient um die Kirche und führte ein so gottesfürchtiges und wunderreiches Leben, daß er nach seinem Tode als Heiliger verehrt wurde. An der Vigilie seines Festes mußte die Gemeinde jedes Jahr zwei Wachskerzen von vierzig Pfund als Opfer am Altar niederlegen, vier Staji Oel zum Verbrennen in der

Nacht des Festes und zwölf andere für die ewige Lampe schicken, welche Tag und Nacht vor seinem Altare hängt, und außerdem vier Galete guten Weines spenden. Am Feste selbst mußte der Conte zwei, jeder Rath und Richter eine Wachskerze zur Frühmesse in die Kathedrale bringen, und bei Eiden berührte man seit 1333 die Reliquien des heiligen Bischofs.

Die Kathedrale des heil. Lorenzo und Giovanni Orsini wurde um 1200 angefangen, um die alte, bei der Zerstörung untergegangene Kathedrale von S. Lorenzo zu ersetzen, und 1251 vollendet. Später erhielt sie die innere Ausschmückung und die Nebenbauten, wie 1468 die Capelle des S. Giovanni und das Baptisterium, welches eine meisterhafte Skulptur, S. Girolamo in der Höhle, enthält, 1446 und 1450 die Sakristei, und um 1600 den Campanile.

Palast Cippico, von der berühmten Familie dieses Namens, welche ihren Ursprung von dem alten römischen Geschlechte Coepio herleitet, und welcher nicht nur der bekannte Coriolano angehörte, dessen Söhne Aloise Bischof von Famagosta, und Giovanni seit 1504 Erzbischof von Zara waren, sondern aus welcher auch Lelio Cippico, der neunundsiebenzigste Erzbischof von Spalato (1784—1807) und Gian Antonio C. herstammte, der während der Unruhen von Traú im Juni 1797 einstimmig zum **Sopraintendente all' armi** erwählt wurde.

Palast Vitturi, von der Familie, welche dem Castel Vitturi an der Riviera delle Castella den Namen gab.

Die Bibliothek Garagnin-Fanfogna verdankt ihre Entstehung dem Conte Gian Lusa Garagnin, welcher 1783 den 20. Oktober als Erzbischof von Spalato starb, und dessen Bruder Domenico, welcher 1808 an der Spitze der Verwaltung des ehemaligen Staates von Ragusa stand. Sie ist seitdem beträchtlich vermehrt worden, wird es noch jährlich, und enthält nicht nur die meisten römischen, griechischen, italienischen und älteren französischen und spanischen Klassiker, sondern auch die bedeutendsten theologischen und landwirthschaftlichen Werke, und besonders eine Sammlung von über 400 blos auf Dalmatien bezüglicher Schriften, unter denen sich viele Handschriften befinden. So die

Cronica Episcoparum Salonae et Spalati in gothischer Schrift mit Initialen.

Difnico. Historia della Guerra di Dalmazia tra Venezian e Turchi dall' anno 1646 sino alla pace e separazione de' Confini.
Storia della Città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643, opera di Paolo de Andreis, Nobile della Città.
Miscellanea libri 8, welche wie die
Salonitana ac Spalitensia Varia,
Cninensia,
Traguriensia Ecclesiastica et Civilia, welche u. a. in zwölf Foliobänden eine große Menge historischer und biographischer Daten einzelner Orte und Bischöfe, abgeschriebener Urkunden und Papiere aus den Archiven der Städte und Klöster enthalten und auf Befehl des Erzbischofs, nur leider ohne Ordnung, zusammengetragen worden sind. Ebenso die statistischen Angaben in
Anagrafi della Dalmazia ed Albania dell' anno 1771. Ferner die
Cronaca dell' Isola della Brazza da Vincenzo Prodi aus dem sechszehnten Jahrhundert.
Stratico (Gregorio). Sistema Regolativo della veneta provincia della Dalmazia und
Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, offiziali delle Craine della Dalmazia anno 1783.
Michieli Vitturi (Rados Antonio), Storia delle cose successe in Dalmazia dalla dissoluzione del Veneto governo Aristocratico fino all' ingresso delle armi di S. M. Francesco II. Imp. d'Austria. 1797, die geschriebenen Statuten der Städte Spalato, Veglia, Arbe und Budua, und vor Allem die sehr werthvolle altslavische Handschrift der
„Gespräche des heil. Gregorius Magnus und heil. Augustinus."

Auch von Marc Antonio de Dominis aus Arbe, dem berühmten Erzbischof von Spalato, welcher 1607 zuerst die Farben des Regenbogens erklärte, Jesuit und Protestant war und 1625 im Kerker starb, ist eine Handschrift da: Sui reditus ex Anglia Consilium exponit.

Von seltenen Druckwerken sind besonders zu nennen:
Cepionis Coriolani Gestorum Petri Mocenici libri 3. Venetiis 1477.
Georgii Sisgorei Sibenicensis Dalmatae Carmina. Venetiis 1477. u.
R. Adams Ruins of the palace of the Emperor Diocletian at Spalatro in Dalmatia. London 1764, welches außer hier sich nur noch zwei Mal in Dalmatien vorfindet: in der Bibliothek des Pro-

fessors Fr. Carrara, und im Rathhause von Spalato, wo es als ein Geschenk des Verfassers an die Stadt gezeigt wird.

Graf Antonio Fanfogna-Garagnin, aus dem uralten Zaratiner Geschlechte Fanfogna, welches Sebenico einen Bischof (Chrysogono von 1319—1340) und seiner Vaterstadt viele im Krieg und Frieden ausgezeichnete Männer gab.

Bua, bei Plinius Bubus, Bavo, eine gegen neun Quadratmiglien große Insel, welche sich von Traú bis Spalato hinzieht und den Canale delle Castella vom offenen Meere trennt. Sie besteht größtentheils aus nackten Kalksteinfelsen, welche beim Vorgebirge S. Andrea oder S. Cyprian viel Erdpech enthalten, und diente zur Zeit der byzantinischen Kaiser als Verbannungsort für Hofbeamte. So dem Florentin unter Kaiser Julian, dem Mathias unter Kaiser Valentin und dem Ketzer Jovinian unter Theodosius. Später gehörte die Insel halb zu Spalato, halb zu Traú, und war für beide Städte durch die vielen verpachteten Weiden sehr erträglich. Jetzt gehört sie zum Distrikte Traú, ist bei Okruk und Traú gegenüber bebaut, und zählt in den drei Ortschaften Slatine, Xedno und Okruk gegen 700 Seelen. Unmittelbar an der Brücke, welche die Insel mit Traú verbindet, breitet sich zu beiden Seiten die Vorstadt von Traú aus, welche davon den Namen Isola führt.

Hafen von Saldun oder **Saldon** an der Nordküste der Bua westlich von Traú, ist einer der geräumigsten und besten Dalmatiens, und soll seiner Sicherheit den Namen verdanken.

Buffolina oder **Boffoglina,** ein Dorf mit über 1300 Einwohnern im Grunde einer tief in's Land schneidenden Bucht, welche einen vortrefflichen Hafen bildet, und am Isthmus einer kleinen Halbinsel gleichen Namens, welche felsig und unbebaut zu Weiden dient und nur wenige fruchtbare Thäler hat. Der Name Buffolina soll nach Lucio von den alten Bullini herrühren, einem illyrischen Volksstamm, welcher einst diese Gegenden bewohnte, nach Bajamonti aber aus bus, Strauch, entstanden sein und den unfruchtbaren Boden bezeichnen. Da sich östlich vom Isthmus ein hoher steiler Berg erhebt, welcher Drid heißt und auf seinem Gipfel neben einem Thurm eine kleine Capelle mit einem wunderthätigen Madonnenbilde trug, so wurde die ganze umliegende Gegend auch Drid genannt, und unter diesem Namen das dortige Land mit allen Weiden, Bergen und Thälern 1226 vom Herzog

Koloman von Croatien und Dalmatien dem Bischof Treguano von Traú frei von aller Hoheit der croatischen Grafen, die es bisher besaßen, bewilligt. König Andreas bestätigte 1227 diese Schenkung, welche 1338 einen Streit mit Spalato hervorrief, der 1339 von Venedig zu Gunsten Traú's beigelegt wurde. Denn das Bisthum von Traú scheint diese Ländereien schon früher von den croatischen Königen erhalten und wenigstens 1185 im Besitz gehabt zu haben.

Als bei den Einfällen der Türken das Muttergottesbild von Drid in die Kirche SS. Antonio e Paolo der Franziskaner auf der Insel Bua in Sicherheit gebracht und auf dem Berge Drid ein Fort als Zufluchtsort für die Hirten und Landleute der Gegend errichtet wurde, kam der Name Drid wieder ab, und der alte, Bossiljina, wieder auf, welcher 1657 durch die Vertheidigung des Ortes gegen die Türken zur Berühmtheit gelangte. Der Pascha von Bosnien, Cedin Achmet, ein griechischer Renegat, zog nämlich 1657 nach seinem mißlungenen Versuche, Spalato zu nehmen, auf das Zureden des Achmet Spahia, welcher 1656 seinen Sohn bei Bussolina verloren, mit seinem ganzen Heere gegen diesen Ort. Die Bossoglianer, 200 an der Zahl, suchten die Annäherung der Türken möglichst zu erschweren und schloßen sich dann in ihr Dorf ein, welches damals 150 in einem Kreis gebaute Häuser enthielt, die zugleich als Mauern dienten und eine Art Castell umschloßen. Ein vom Bischof von Traú, Francesco Marcello, um 1500 erbauter Thurm stand am Meeresufer. Die Türken schoßen Bresche und stürmten den Ort am 26. Mai, aber jeder Schritt wurde ihnen von den Bossoglianern und ihrem tapfern Anführer, Giacomo Hiercovich, streitig gemacht, welcher, immer kämpfend, mit zwei seiner Söhne und allen seinen noch übrigen Kampfgenossen im Castelle fiel. Das Communalhaus, welches an das Castell stieß, wurde von einigen Frauen vertheidigt, deren Eine, Hiclina Maruniçina, beim Eindringen der Türken drei Pulverfässer anzündete und das Haus mit Allen, die darin waren, in die Luft sprengte. Ueber dreißig Frauen kämpften in Mannskleidern an der Seite ihrer Männer, und zwei von ihnen, die Witwen Caterina Despotina und Matussa Striglinova, deren erste allein sechs Türken tödtete, zeichneten sich besonders aus. Sie wurden ihrer Tapferkeit wegen bei ihrer Gefangennehmung vom Pascha begnadigt und zu Sklavinnen gemacht. Der Thurm wurde von Nicolò Giacujevich gegen das Versprechen, Leben und Freiheit zu schonen,

übergeben. Die Türken hielten es, plünderten das Dorf, aus welchem sie 1200 Pferde mit Geräthschaften und Geld wegschleppten, und steckten dann den Thurm und alle Häuser in Brand.

Seghetto, Dorf mit 1000 Einwohnern, deren Felder theils am Meere, theils am Berge S. Elia liegen, früher arm und jetzt, Dank den menschenfreundlichen Bemühungen des Don Marco Trevirca, welcher dort Pfarrer war, eines der wohlhabendsten des Distriktes. Denn die jungen Mandelbäume, welche Don Marco unentgeltlich vertheilte und zu deren Anbau er unermüdet antrieb, lieferten das günstigste Resultat.

Das Kloster Maria de' Driti von der Provincia di S. Girolamo, wurde 1432 errichtet. Dessa Lucio, ein Vorfahr des berühmten Geschichtsschreibers, hatte schon 1214 den Franziskanern Kloster und Kirche gebaut und sie 1234 zu Erben seiner reichen Hinterlassenschaft ernannt. Aber die Lage des Klosters war den Mönchen zu entlegen von der Stadt, und auf ihre Vorstellungen befahl 1264 Papst Urban IV. dem Bischof Colomban von Traú, mit Bewilligung der vier Prokuratoren der Hinterlassenschaft des Lucio, die Güter zu verkaufen und einen bequemeren Ort zum Kloster auszuwählen. Der Bischof that es und begann 1265 den Bau des neuen Klosters in der Vorstadt nahe der Landbrücke, wo die Mönche bis 1315 wohnten. In diesem Jahre wurde das Klostergebäude auf Befehl der Stadt niedergerissen, damit es dem heranziehenden Ban Mladin nicht zum Haltpunkt dienen möchte, und den Franziskanern einstweilen das Benediktinerkloster von S. Giovanni Battista in der Stadt angewiesen. General Loredano gab 1420 den Benediktinern ihr Kloster zurück und dafür den Franziskanern das Haus an der Kirche S. Stefano, welches die Benediktiner so lange innegehabt, bis die Stadt ihnen auf der Insel Bua ein neues Kloster errichten ließ, welches sie noch innehaben. Das in die Kirche desselben gebrachte Madonnenbild aus Drid verschaffte dem Kloster den Namen.

Das Kloster der Benediktinerinnen von S. Niccolò wurde 1064 unter dem Namen von S. Doimo errichtet, nach der Zerstörung der Stadt wieder aufgebaut und seit 1194 „**S. Doimo e S. Niccolò**" genannt. Die Stiftungsurkunde ist das älteste schriftliche Denkmal des S. Giovanni Traúrino und zugleich ein Zeugniß, daß damals schon Adel und Bürgerstand getrennt war. Dem Adel, welcher 1553 nur zehn Familien zählte, gehören fast alle Namen an, welche Traú durch ihre Schriften berühmt gemacht haben. Es sind besonders:

Andreis (Matteo), J. U. Dr. in Padua (1503), Verfasser von Elegieen, die in der Familie aufbewahrt werden.

— (Niccolò), dottore und cavaliere, 1573 Rektor der Philosophie und Mediciu in Padua, von Riccoboni in seinem Trattato del Gymnasio patavino (1598) „juvenis altissima mente praeditus et doctissimus“ genannt.

— (Paolo), eifriger Forscher der heimatlichen Geschichte und Verfasser der noch ungedruckten Storia della città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643 divisa in 5 libri con sua agginata descrilliva in 3 libri.

— (Tranquillo), Sekretär des Johann Zapolya von Ungarn und Gesandter desselben in England, Frankreich, Constantinopel und beim Kaiser Ferdinand; schrieb viele Werke in Prosa und Versen, besonders Briefe, Gespräche und Reden, von denen nur die „Oratio Tranquilli Andronici Dalmatae ad Germanos de bello suscipiendo contra Thurcas. Viennae 1541.“ und das Gespräch zwischen Sylla und Cäsar: „De vita privata“ gedruckt worden, die übrigen aber in einem von seiner Familie aufbewahrten Bande enthalten sind.

— (Giovanni), Bischof von Lesina und seit 1676 von Traú, veröffentlichte 1676 in Venedig das von ihm sehr vermehrte Werk: Cibus animae.

Carrara (Spiridione), übersetzte Prodi's lateinische Lebensbeschreibung des heil. Giovanni Orsini in italienische Verse (Spalato 1814).

Casotti (Agostino), um 1260 geboren, wurde Dominikanermönch, 1303 Bischof von Agram und später von Lucera in Apulien, wo er 1323 starb. Papst Johann XXII. sprach ihn heilig. Seine handschriftlichen Werke: De paupertate Christi et Apostolorum und Beati Augustini monumenta pro canonizatione befinden sich in Rom, das erste im Vatikan, das zweite im Archiv von S. Angelo.

Casotti (Marco), verfaßte die Romane: Milienco e Dobrilla (Zara 1833), Il Bano Horvath (Venedig 1838), und Il berello rosso (Venedig 1843), sowie das Reisehandbuch: Le coste e Isole dell' Istria e della Dalmazia (Zara 1840), und starb vor wenigen Jahren.

Casotti (Agostino), Zeitgenosse und Verwandter Marco's; schrieb die Lebensbeschreibungen zweier Bischöfe von Traú.

Garagnin (Gian-Luca), wurde 1756 Bischof von Arbe, 1765 Erzbischof von Spalato, verfaßte lateinische und illyrische Hirtenbriefe (Venedig 1771 und 1799), sehr gelehrte Homilien, die ungedruckt geblieben sind, und starb 1783.

Garagnin (Domenico), Bruder des Vorigen, stand an der Spitze der Verwaltung des Gebiets von Ragusa nach dem Falle der Republik, schrieb die noch ungedruckte **Disserlazione sopra le ragioni di stabilire e di abrogare le leggi di Frederico II., re di Prussia** und verfaßte viele italienische Gedichte, wie **Cantata pella venuta di S. E. Augusto Marmont.** (Ragusa 1810.)

Garagnin (Gian-Luca), Neffe der beiden Vorigen, bedeutender Agronom und Verfasser der Werke: **Sulla necessità di applicarsi all' incremento dell' Agricoltura in Dalmazia.** (Op. 1788.) — **Discorso nell' apertura della Società Georgica dei Castelli e di Traú. Op.** — und **Riflessioni Economico-Politiche sopra la Dalmazia** (Zara 1806), wovon nur der erste Band erschienen ist.

Jocevich (Mateo), verfaßte: **Novena, Vesperi e Messa in onore di S. Luigi Gonzaga** (Spalato 1847). — **Di Dante Alighieri il canto V. dell inferno esposto** (Spalato 1847). — **Delle lodi di Sant' Anastasia Martira. Orazione** (Spalato 1851).

Leonardis (Francesco), zuerst Erzdiakon in Traú, dann Missionär in Serbien und 1644 Bischof von Antivari, schrieb einen Commentar über die Sitten und Gebräuche der Griechischgläubigen.

Lucio (Giovanni), der Chronist seiner Vaterstadt und Historiograph Dalmatien's, vollendete seine Studien in Rom und kehrte als **Dr. J. U.** nach Traú zurück, wo er sich ganz den Studien zu seinem Geschichtswerke hingab. Aber die Verleumdungen seines neidischen Landsmannes und Nebenbuhlers, Paolo Andreis, nöthigten ihn, Traú zu verlassen. Er ging wiederum nach Rom, vollendete dort sein großes Werk: **De Regno Dalmatiae e Croatiae libri sex**, welches 1666 in Amsterdam und seitdem mehrmals gedruckt wurde, und starb 1679. Von seinen Schriften besitzen wir: **Vita B. Joannis Confessoris Episcopi Traguriensis et ejus miracula** (Rom 1657). — **Inscriptiones Dalmaticae** (Venedig 1673). — **Memorie storiche di Tragurio** (Venedig 1674). **Lucii Joannis excerpta Ragusae ex codice Vaticano C. 6,923 pg. 56 — pro Petronii fragm. excerpta — dissertatio de Illyrico et arbores familiarum C. 6919 pg. 103 et 110. — Supple-**

mentum in Chronica Hungarorum C. 6970. — Le origini delle chiese de Croazia e Dalmazia. Mss. — Gli indici e cataloghi degli Arcivescovi e Vescovi. Mss. — Le serie dei concilii e dei sinodi patrii. Mss. — Le vicende delle chiese patrie. Mss. —

Nutrizio (Pietro), ſchrieb: Riflessioni sopra lo stato presente della Dalmazia (Florenz 1775). — De Republica Dalmatiae (Venedig 1777). — Notizie per servire alla storia naturale della Dalmazia (Treviſo 1780). — Del custodimento dei bacchi di seta (Venedig 1790). — Sopra il morbo pestilenziale dell' 1783 in Dalmazia (Mantua). — Memorie degli uomini illustri della Dalmazia. Mss. und Memorie storiche sopra Traú. Mss.

Rossignoli (Giovanni), lebte im ſiebenzehnten Jahrhundert und ſchrieb: Compendio dell' istoria civile della Dalmazia. Mss.

Scacoz (Giovanni), geboren 1752, ſeit 1823 Biſchof von Leſina, ſtarb 1837. Er verfaßte: Saggio letterario (Zara 1803), und viele Gedichte in italieniſcher Sprache.

Simeone, ließ 1520 die Regulae grammatices Simeonis Aretophyli Tragurini erſcheinen.

Stafileo (Giovanni), Profeſſor und auditore della Sacra Rola in Rom, ſeit 1512 Biſchof von Sebenico, ging als päpſtlicher Legat nach Polen und Frankreich, ſchrieb De Gratiis expeclativis, de litteris gratiae et justitiae, de vacatura beneficii et de brevibus, de officio legati apostolici (Venedig 1549) und viele noch ungedruckte Reden, und ſtarb 1528 in Rom.

Statileo (Giovanni), Biſchof von Siebenbürgen und Sekretär Ludwig's von Ungarn; ließ das Leben des heil. Giovanni Orſini drucken.

Statileo (Marino), Rechtsgelehrter, fand: Petronii Arbitri satyri fragmenta ex libro XV. et XVI. auf, welche ſein Zeitgenoſſe Lucio 1666 in Paris erſcheinen ließ.

Valle (Fontino), Rechtsgelehrter und auditore della Sacra Rota, ging als päpſtlicher Nuntius nach Prag an den Hof des Königs Georg Podiebrad und hielt dort eine Rede gegen die Huſiten, welche ihm drei Monat Gefängniß und nach Einigen den Tod durch Gift zuzog. Nach Andern ſtarb er 1474 in Rom und hinterließ alle ſeine Bücher und Schriften dem Kloſter Santa Croce auf der Inſel Bua.

Scintille da N. Tommaseo. 4 fasc. Venezia 1841.

Quellen: G. Lucio. Delle Memorie di Tragurio hora dello Traú. Venezia 1674.
Paolo de Andreis. Storia della città di Traú etc. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
Documenti inediti di Giov. Bat. Giustiniani. Traú. Mss.
Cenni topografici medici sul Distretto di Traú dal Dr. Svetincich. Mss.
La Dalmazia 1845. N. 9. 13. 20. 34. — 1846. N. 44 und 1847. N. 30. 31.
Giornale Italiano 1790. pg. 354.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 32—36.
Bajamonti. Disq. III. ep. 3. Mss.
P. Nisiteo. Memorie staccate sulla storia antica della Dalmazia. Mss.
Schematismo di Spalato. 1852.
Traguriensia Ecclesiastica et Civilia. Mss.
Arkiv za povĕstien Jugoslavensku. Agram. II. 1. pg. 217.
Zora dalmatinska. I. N. 5 (Kratko kazalische Trogirskih dogadjajih).
Archivio Capitolare di Spalato da F. Carrara. 1844. N. 67. 68.
Statuta Tragurii. Venetiis 1708.
Vita B. Joannis. Confessoris Episcop. Traguriensis et ejus Miracula. Romae 1657.
Fabianich (P. Donato). Memorie Storico-Letterarie di alcuni conventi della Dalmazia. Venezia 1845. pg. 45—50.
S. Ljubich. Bibliografia dalmata. Mss.

Haus Garagnin, ein aus sechszehn Häusern zusammengefügter Palast, welcher durch Heirat in den Besitz des Conte Antonio Fanfogna übergegangen ist und vor dem Jahre 1797 mit so viel Pracht eingerichtet war, daß man den Schaden, welchen die Aufrührer bei der Plünderung desselben anrichteten, auf 250.000 Gulden schätzte.

Erzbischof Garagnin, siehe Anmerkungen zu: Die Schwestern von Traú.

Giulio Basamonti, siehe

Ivan Bunic Vučicevich, aus der ragusäischen Patrizierfamilie Bona oder Bunic, welche ihren Adel und Senatorenrang seit dem Jahre 869 urkundlich nachweisen kann, und 1754 von König August III. von Polen in's Markisat erhoben wurde, bedeutender illyrischen Dichter, starb 1658. Er verfaßte: **Mandaliena pokornica**, die reuige Magdalena, welche 1630 zum ersten Male erschien und seitdem mehrmals neu aufgelegt wurde, und **Plandovanja**, Mußestunden, welche nebst seinen **Piesne duhovne**, geistliche Lieder und **Rasgovori pastierski**, Hirtengespräche, erst 1849 vom Grafen Orsato Pozza in seiner **Dubrovnik** (Ragusa 1849) abgedruckt wurden.

Preradovic Pero, geboren 1818 in einem Dorfe von Militärcroatien, und in Neustadt erzogen, wo er seine ersten poetischen Versuche in deutscher Sprache machte, kam 1843 als Offizier im Regiment Gyulay nach Dalmatien, studirte hier erst seine eigentliche Muttersprache, fing an slavisch zu dichten und erwarb sich bald einen bedeutenden Ruf. Seine **Pervenci**, Erstlinge, wurden 1846 in Zara und seine **Nuove pjesme** 1851 in Agram gedruckt.

Vidovich, Ana, siehe

Domenico Ragnina, geboren 1536 aus edler Familie, war mit noch nicht zwanzig Jahren als guter Dichter anerkannt. Aber sein Vater bestimmte ihn zum Handel und sandte ihn nach Messina und Florenz. Dort erwarb er sich die Gunst des Großherzogs Cosmo, der ihn zum Ritter von S. Stefano machte und bei allen wichtigen Geschäften zu Rathe zog. Ragusa rief ihn jedoch zurück, er verließ Italien und starb 1607, nachdem er sieben Mal die höchste Würde bekleidet. Seine Epigramme sind größtentheils verloren gegangen, seine illyrischen Gedichte, **Pjesne razlike**, 1563 in Florenz und 1634 in Venedig gedruckt.

Domenico Zlatarich, geboren 1556 aus sehr alter Patrizierfamilie, ging zur Vollendung seiner Studien nach Padua, und zeichnete sich so aus, daß er 1579 mit kaum 23 Jahren zum Ginnasiarca erwählt, und als solcher nicht nur zum Ritter der goldnen Stola erhoben, sondern auch durch eine besondere anerkennende Inschrift innerhalb der Mauern der Universität geehrt wurde. Sowie jedoch seine Amtszeit vorüber war, kehrte er nach Ragusa zurück, wo er sich ganz der slavischen Literatur widmete. Er übersetzte Pyramus und Thisbe aus Ovid, die Elektra des Sophokles und Aminta des Tasso, verfaßte Gljubimir, welchen er der Fiora Zuzzeri widmete, und ein ganzes Buch Lieder, die leider ungedruckt geblieben sind, und starb 1607, befreundet mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit.

Nicolò de Gozze di Vito, Verfasser der **Dialoghi dell' amore e della bellezza, secondo la mente di Platone** (Venedig 1851). — **Dello stato delle republiche, secondo la mente d' Aristotele** (Venedig 1601) und andere Werke. Seine Frau,

Maria Gondola, gab 1585 in Venedig sein letztes philosophisches Werk: **Quattro giornate sopra le Meteore d' Aristotele** heraus, und widmete es der Fiora Zuzzeri.

Mugliacich Dr. Niccolò, Araldo Poetico o sia Furiere Studioso. Venezia 1760.

Ravvivati wollten die 1694 den 12. September von achtzehn wohlverdienten Zaratinern gestiftete **Accademia degl' Incaloriti** in Zara neu beleben, zählten die bedeutendsten Männer Dalmatien's, wie Gian-Luca Garagnin, Anton Maria Lorgna, Gregorio Stratico u. A. zu ihren Mitgliedern, die nach Art der **Arcadi** in Rom akademische

Namen führten, und haben uns eine Sammlung Reden und Gedichte (Venedig 1757) hinterlassen. Aber wann sie sich gebildet und wann sie sich aufgelöst haben, ist ungewiß. Dagegen haben sich die Statuten ihrer Vorgänger, der **Incaloriti**, erhalten, welche einen Phönix auf dem Scheiterhaufen unter brennenden Sonnenstrahlen mit dem Motto: **ab utroque** zur Devise hatten, von einem **principe**, zwei Censoren, zwei Räthen, einem Syndicus, einem Sekretär und Cassirer verwaltet wurden, und zwei Sammlungen von Reden und Gedichten auf die Abreise des venetianischen Conte Giov. Minelli und des Capitano Antonio Donato in Venedig drucken ließen.

I Contorni de Sebenico, Saggio di Memorie dalmate dal Dr. Niccolò Giaxich. Zara 1840.

Solitro Vincenzo, Documenti storici sull' Istria e Dalmazia, raccolti e annotati. Venezia (noch unvollendet).

Casotti, siehe Anmerkungen zu: Die Schwestern von Traú.

Prudentius Narentinus. De regno Bosniae ejusque interitu Venetiis 1781.

Quellen: **Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della Repubblica Veneta di G. Cattalinich. Spalato 1841. pg. 46.**

Dubrovnik. Cviet narodnog književstva I. Ragusa 1849. pg. 5—118

L' Avvenire. Ragusa 1848.

D. Ragnina dal G. Gagliuffi und D. Zlatarich dal G. R. Parolari in Marecchini's Sammlung von Porträts und Biographien berühmter Ragusäer.

La Dalmazia 1846. N. 30. 32. 38.

Il Ramentatore Zaratino 1850. pg. 25.

Das Kreuz des Paladin.

Eine Niederlassung von Mühlen. Diese Mühlen werden schon im dreizehnten Jahrhundert urkundlich erwähnt, obwohl sie damals nicht auf derselben Stelle standen, wo sie sich jetzt befinden, sondern zwei von einander getrennte Gruppen bildeten, deren eine mehr westlich gelegen, den Traúrinern gehörte und deren andere, weiter östlich gelegen, von der Krone abhängig war. Erstere ging später von der Commune in den Privatbesitz der Familie Califfi über, gerieth aber 1638 in Stocken und konnte trotz der mit großen Kosten und von den kundigsten Fachmännern wiederholt angestellten Versuche erst 1791 durch die Arbeiten des berühmten Nachich aus Knin wieder in Betrieb gesetzt werden.

Quellen: La Dalmazia 1846. Nr. 35.

Nach Lesina.

Lesina, lat. **Pharia**, sl. **Hvar** oder **Phar**, die längste Insel des adriatischen Meeres, wird nördlich durch den 5 Miglien breiten und 24 Miglien langen Canale de Lesina von der Insel Brazza, östlich durch den $6^1/_2$ Miglien breiten Canale di Macarsca vom Festland und südlich durch den 6 Miglien breiten Canale di Narenta von der Halbinsel Sabbioncello und durch den Canale di Curzola von der Insel Curzola getrennt. Sie streckt sich bei einer mittleren Breite von nur 2 bis 3 Miglien in der Richtung von Westen nach Osten 37 Miglien lang aus, hat 90,8 Quadratmiglien an Areal, von denen 1,1 besät, 22,6 mit Wein und Oel bepflanzt und 67,1 unbebaut sind, und über 13,000 Seelen, welche drei Städte: Lesina, Citta vecchia und Gelsa, und dreizehn kleinere Ortschaften bewohnen.

Die Buchten von Lesina, Citta vecchia und Verbosca sind geräumige und gute Häfen für Hochseefahrer, die von Pellegrino und Palermo nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Da die Insel durchaus gebirgig ist, hat sie nur an der Nordseite zwei größere Thalebenen, die von Verbosca und Verbagn, welche äußerst fruchtbar sind, aber kaum den zweimonatlichen Bedarf der Bewohner an Getreide decken können. Der Wein wird zu den besten Sorten Dalmatien's gerechnet, der viele wildwachsende Rosmarin zur Bereitung des **oleum Anthos** und **aqua di regina** benutzt. Die Feigen sind, Dank der größeren Sorgfalt beim Trocknen, berühmt, der Honig steht dem der Solta kaum nach. Der jetzige Name der Insel (**lesina** im italienischen Pfrieme, Schusterahle) wird gewöhnlich auf ihre Gestalt bezogen, könnte wohl aber eben so gut aus dem Slavischen herrühren (von **les** Wald), und

denselben Ursprung haben, wie ihr frühester Name, Pytia (vom griech. πιτυς, Fichte, **pinus maritimus**, welche dort wuchsen und auch auf den Münzen vorkommen), denn so bezeichnet sie Apollonius Rhodius, und Pomponius Mela bestätigt uns, daß dieser Name gleichbedeutend sei mit dem späteren Pharus, welchen die Parier bei ihrer Einwanderung der Insel zur Erinnerung an ihre Heimat im ägäischen Meere gegeben haben sollen. Daß jedoch auch dieser Name, sowie die Stadt, welche er vorzugsweise bezeichnete, das heutige Citta vecchia, schon längst bestand, als nach den Berichten des Diodorus, Siculus, Strabo und Anderer im vierten Jahre der 98. Olympiade (385 vor Christi) die obenangeführte Niederlassung der Parier gegründet wurde, geht aus den griechischen Inschriften, Münzen und Mauerresten, welche man dort fand, deutlich hervor. Erstere, welche nach dem Urtheil der gelehrten Archäologen Bökk, Furlanetto und Nisiteo einer weit älteren Periode angehören, zeigen uns, daß die Regierung schon damals völlig nach dem Muster der athenienſischen eingerichtet war, und die Stadt gleich Corinth ein Prytaneum besaß. — Die Münzen tragen häufig den Stempel des Beginnes der Prägekunst und die Devisen der ältesten Städte Griechenlands und Kleinasiens, und die Mauern stimmen ihrer Bauart nach vollkommen mit denen überein, welche sowohl Dodwel in seinen **Views and descriptions of Cyclopian remains. (Lond.)**, wie Nadel in seinen **Recherches sur les monuments cyclopéens etc. (Paris 1841)** als pelasgische bezeichnet.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, und eine griechische Inschrift im Museum Nisiteo, die leider unvollständig ist, scheint sogar darauf hinzudeuten, daß die Parier, in freundschaftlichem Verkehr mit den Phariern stehend, an einem andern Ort der Insel, vielleicht dem heutigen Lesina, eine Colonie gegründet haben. Auf diese bezögen sich dann die Worte des Scylax: **Hic enim nova Pharus jacet Graeca** und die des Plinius: **Pharia cum oppido.**

Ueber die älteste Geschichte von Pharos wissen wir nur, was wir aus den wenigen Inschriften und den Münzen und Gemmen, welche unter den Ruinen der alten Stadt gefunden worden sind, mit mehr oder minder großer Sicherheit schließen können. Alle geben Zeugniß von der hohen Cultur, den Handelsverbindungen, dem Reichthum und der Macht, welche die Republik Pharos schon früh besaß.

Eine Inschrift deutet auf eine Schlacht zwischen den Phariern

und den Jadasinern oder Zaratinern und ihren Bundesgenossen, in welcher Erstere gesiegt hatten.

Von den Gemmen sind ein Diogenes mit der Laterne in Calcedon, Plato's Bildniß, ein Ibis mit einer Wage in der Klaue in Carneol und Aeskulap und Hygiäa in Amethyst von bewunderungswürdiger Arbeit.

Unter den Münzen sind Dycrachium, Corinthus, Bötia, Carthäa auf der Insel Ceos, Bötica in Spanien, Lampsacus in Mysien, Heraclea in Großgriechenland, Arcadia, Agrigentum, Macedonia und Egyptia vertreten, und die in Pharos geprägten, deren die Münzsammlung von Nisiteo nicht weniger als 62 verschiedene Typen besitzt, lehren uns kennen, daß eine Zeit lang ein gewisser Balläus sich zum Tyrannen aufgeworfen hat, aber der Republik wieder weichen mußte. Wann jedoch diese Usurpation geschehen, ist schwer zu bestimmen. Daß sie aber nicht nach Alexander dem Großen, also kurz vor oder nach der Zeit des Demetrius Farus stattgefunden haben kann, wie der gelehrte Cavedoni behauptet, ist deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen, weil sich noch eine ganze Reihe Münzen mit den Typen der Republik vorfindet, welche wegen ihrer feineren und schöneren Prägung entschieden späteren Alters sein müssen, die Selbstständigkeit Pharia's aber mit der Besiegung des Demetrius ein Ende nahm.

Nach der Zerstörung von Pharos (221 v. Chr.) wurde die Insel, welche seit dem Kriege der Römer mit der Königin Teuta von Illyrien (227 v. Chr.) unter römischem Schutze stand, zur römischen Provinz Dalmatia geschlagen und theilte deren Geschick. Bei der Einwanderung der Slaven kam sie in den Besitz der Neretschaner oder Poganer (Narentiner), welche in Lesina Befestigungen und ein Arsenal anlegten, aber hier wie überall im Jahre 997 vom Dogen Pietro II. Orseolo gänzlich überwunden wurden. Seitdem stand die Insel unter venetianischer Hoheit und Giacomo Memmo wird als erster venetianischer Rettore oder Podestà genannt.

Im Jahre 1111 unterwarf sich Lesina dem König Koloman von Ungarn und Dalmatien, 1115 dem Dogen Ordelafo Falier; 1171 mußte es die Herrschaft des griechischen Kaisers Emanuel Komnenus anerkennen, wurde jedoch noch in demselben Jahre durch den Dogen Vital Michieli wieder gewonnen und 1181 von König Bela III. von

Ungarn besetzt. Der Bischof Martino (Sohn des Manzavino), welchen sich die Insulaner selbst erwählten, als sie im Jahre 1147 den von Spalato zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten auf ihre Insel geschickten Erzpriester Cernata gewaltsam weggejagt hatten, wurde von Papst Alexander III. den 1. Juni 1176 anerkannt und auf der Provinzialsynode von Spalato 1185 wurde ihm Phar als Bischofssitz und die ganze Krajna mit den Inseln Lesina, Lissa, Brazza, Curzola und Lagosta als Diözese bestimmt. Die jedesmalige Wahl des Bischofs wie des Rettore überließ ein Diplom des Königs Bela IV. vom 6. Mai 1245 der Communità. Der Bischof, dessen Diözese 1198 von Andreas, Herzog von Dalmatien, unter die Gerichtsbarkeit Spalato's gestellt worden war, verlegte, nach Gazzari, im Jahre 1249 seinen Sitz von Citta vecchia nach Lesina. Denn trotz der strengen Strafen, mit welchen König Andreas von Ungarn 1205 den Malduco Kacich bedroht hatte, wenn er sich nicht der Seeräuberei enthielte, setzten die Almissaner ihre Plünderungen der benachbarten Inseln und Campagnen fort, und beunruhigten besonders in den vierziger Jahren das leichtzugängliche Thal von Verbagn und die darin liegenden Ortschaften. Im Jahre 1279, während der Minderjährigkeit des Königs Ladislav, unterwarf sich die Insel freiwillig an Venedig, aber im Frieden von Zara, den 18. Februar 1358, verloren die Venetianer sie wieder an König Ludwig von Ungarn, dessen Truppen auf Barken von Almissa, Spalato und Traú hinüberfuhren und sich mit Gewalt der Insel und der Stadt bemächtigten.

König Ladislaus von Neapel schenkte 1403, während er Behufs seiner Krönung zum König von Ungarn und Dalmatien in Zara verweilte, am 5. Oktober den Brüdern Guido und Aloiso Matafarri aus Zara zur Belohnung ihrer Dienste die Inseln Lesina, Curzola, Lissa und Brazza, verlieh aber kurze Zeit darauf die nämlichen Inseln an Hervoja, Herzog von Spalato, welcher 1413 aller seiner Würden und Güter verlustig erklärt wurde.

Ein Rathsbeschluß vom 1. April 1409 ist das einzige Dokument auf Lesina, welches dieser Herrschaft gedenkt. Nach dem Sturz Hervoja's überließ König Sigismund von Ungarn Lesina und die übrigen Inseln den Ragusäern, mußte jedoch auf Anstiften seiner Gemalin Barbara 1417 seine Schenkung wieder zurücknehmen. Während dieser Zeit nannte sich der ragusäische Nobile, welcher als Conte nach Cur-

zola geschickt wurde: **De mandato Gloriosissimi Sigismundi Regis Ungariae electus in Consilio Generali Ragusi Comes Corcyrae, Pharae et Brazae.**

Als im Jahre 1420 der venetianische Generalkapitän Pietro Loredano mit seiner imponirenden Flotte im Golf erschien, ergab sich ihm Lesina freiwillig. Die Unterwerfungsakte wurde am 15. März 1421 signirt, und die Insel blieb bis zum Fall der Republik im Jahre 1797 venetianisch, worauf sie von den Oesterreichern und 1806 von den Franzosen besetzt wurde. Der Aufstand der Bragnizan aus Citta vecchia zu Gunsten der Oesterreicher, welche 1809 während des Krieges mit Napoleon wiederum in Dalmatien einrückten, hatte den glänzendsten Erfolg, wurde aber fruchtlos durch den Frieden zu Wien. Erst 1813 fiel Lesina wiederum an Oesterreich, dem es noch gehört.

Lesina, Hauptort der gleichnamigen Insel, an deren Südseite es liegt, Sitz der Prätur und des Bisthums, mit schönen Häusern und über 2300 Einwohnern.

Ob die Stadt ihren Ursprung einer Colonie der griechischen Parier, oder den Flüchtlingen des zerstörten pelasgischen Pharos oder den Salonitanern verdankte, welche beim Verlust ihrer Vaterstadt sich auf der Insel niederließen, oder ob sie erst von den Neretschanern gegründet wurde, und von ihnen den Namen erhielt, welcher seitdem auf die ganze Insel übergegangen ist, läßt sich schwer entscheiden. Gewiß ist nur, daß die Neretschaner die günstige Lage des Orts zur Betreibung ihres Gewerbes benutzten und Pietro Orseolo 997 trotz ihrer tapferen Gegenwehr die Stadt nahm, von Grund aus zerstörte und Arsenal und Schiffe verbrannte. Ein ähnliches Schicksal traf die Stadt 1571, als der türkische Admiral Ulutsch-Ali, ein ehemaliger Mönch aus Calabrien, mit sechszig Segeln am 15. August nach Lesina kam, die Stadt plünderte und mit vielen Schätzen aus den Kirchen und Palästen wieder abfuhr. Dagegen suchten 1240 die Almissaner vergeblich die Stadt zu nehmen; die Genuesen nahmen sie zwar 1354, verloren sie aber noch in demselben Jahre wieder an die Venetianer, welche unter dem Commando des Nicolò Corrèr 1358 tapfer eine Belagerung der Ungarn aushielten.

Innere Wirren trübten die Ruhe der Stadt über hundert Jahre lang (1510–1611), die Pest richtete 1484 und 1529 große Verheerung an und das Bombardement der Russen im Mai 1806 beschädigte die

meisten Gebäude der Stadt, besonders aber die Loggia, welche die Franzosen als Caserne benutzten. Die Wegnahme der Forts durch Giorgio Vragnizan, dem Chef des Aufstands, geschah 1809 den 22. August ohne Blutvergießen, aber den 4. Dezember nahmen die Franzosen Lesina wieder in Besitz und übergaben es erst am 13. November 1813 den Engländern, welche es für Oesterreich blokirt und belagert hatten.

Quellen: Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 74–78.
Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.
Memorie staccate da P. Nisiteo. Mss.
S. Ljubich. Numismatografia dalmata. Mss.
La Dalmazia 1845. N. 2. 34. 35. — 1846. N. 13. 14.
G. B. Gallicioli. Memorie Venete Antiche Profane ed Ecclesiastiche. t. II. lib. 1 sq. 14. pg. 247.
F. Carrara. Archivio capitulare di Spalato. 1844. N. 17. 26. 34.
A. Gazzari. Avvenimenti storici. Mss.
Il Rammentatore Zaratino 1845. pg. 24.
Appendini Notizie storico-critiche sulle antichità, storia e letteratura de' Ragusei. Ragusi 1802. t. I. sq.
G. Cattalinich. Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della repubblica veneta. Spalato 1841.

Im Hause des Canonicus.

Macchiedo, Girolamo, Sekretär der Commune von Lesina und eifriger Sammler aller seine Vaterstadt Lesina betreffenden Dokumente, Münzen und Antiquitäten, verfaßte Gedichte und historische Artikel, die theils in italienischen Journalen abgedruckt wurden, theils noch ungedruckt sind, wie die von mir benutzten: „Città di Lesina“ und „Cenni storici cronologici riguardanti la Città di Lesina.“ — Sein Vater, der Advokat Gian Battista Dr. Macchiedo, ist der Verfasser der genauesten Darstellung der Seeschlacht von Lissa (**Gazzella di Zara 6. nov. 1832. Appendice del Nr. 63**) und mehrerer anderer Artikel, und mütterlicherseits ein Abkömmling jenes Juane Obradich, detto Bevilaqua, welchen die Republik für seine Dienste zum **Cavaliere** erhob. Er hatte nämlich im Jahre 1657, als die Türken Spalato belagerten, über 700 waffenfähige Männer zusammengerafft, 100 Segel damit bemannt, sie auf eigene Kosten erhalten, und durch sein Erscheinen in Spalato viel zum baldigen Rückzug des Feindes beigetragen.

Don Antonio Radunich, Canonicus und Direktor der Elementarschulen in Lesina, ist Verfasser eines noch ungedruckten **Quaresimale** in italienischer und illyrischer Sprache.

Die Piazza hat am westlichen Ende die **fabbrica**, einen zum Spaziergang eingerichteter Quai, der die ganze Westseite des Hafens umschließt, und nach der Kathedrale zu, um drei Stufen erhöht, die **grande cisterna** der Stadt, welche, aus älterer Zeit herrührend, 1780 und 1838 restaurirt und verbessert worden ist.

Fort S. Niccolò, 730 Fuß hoch, von den Franzosen während der Jahre 1806 bis 1813 erbaut.

Das Franziskanerkloster Maria delle Grazie wurde 1461 errichtet, 1571 mit sammt der Kirche von den Türken verbrannt, aber 1574 aus den frommen Beiträgen der Bürger wieder aufgebaut, gehört zur **Provincia di S. Girolamo** und ist eines der größten Dalmatien's. Die Kirche enthält mehrere werthvolle Bilder: S. Francesco von Jacopo Palma jun., eine Kreuzigung von Jacopo da Ponte (**Il Bassano**) und drei Bilder von Francesco Santa-Croce. Letztere soll die edle Familie Griffico den Franziskanern geschenkt haben. Von andern Klöstern besitzt Lesina nur noch ein Nonnenkloster der Benediktinerinnen, welche die Mädchenschule leiten.

Von dem Dominikanerkloster, welches aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührte, sieht man nur noch den schönen Thurm, in welchen der Blitz geschlagen; das Augustinerkloster hoch über der Stadt ist jetzt der Kirchhof der Gemeinde und das griechische Kloster ist in eine Batterie verwandelt worden.

Monsignore Bordini (Filippo Domenico), aus Scardona gebürtig und im **Collegio Illyrico** erzogen, jenem Institut, welches Papst Gregor XV. und besonders dessen Nachfolger Urban VIII. (durch die Bulle vom 1. Juni 1627) in Loretto errichtete und für dreißig junge Illyrier bestimmte, von denen jedes Mal zwölf Dalmatien, und die übrigen den türkisch-slavischen Ländern angehören sollten. Früher Bischof von Sebenico, wurde er 1839 nach Lesina versetzt. Seine Diöcese umfaßt die Inseln Lesina, Lissa und Brazza, ist in die sechs Dekanate von Lesina, Citta vecchia, S. Giorgio, Lissa, Neresi und S. Pietro getheilt und zählt über 35.000 Seelen. Das Vescovat oder der bischöfliche Palast befindet sich neben der Kathedrale und wurde 1571 ebenfalls von den Türken ausgeplündert.

Das Theater befindet sich im obern Stock des Arsenals, dessen Erdgeschoß jetzt zum Artilleriemagazin verwandt wird. Dieses Arsenal wurde im sechszehnten Jahrhundert mit einem Kostenaufwand von 5000 Dukaten von der Stadt zur Ausrüstung der von ihr zu stellenden Galeere und zur Anfertigung aller Schiffsbedürfnisse der bei Lesina stationirenden venetianischen Flottille errichtet. Neben ihm befinden sich die ebenfalls von der Commune erbauten großen Fondachi, welche jetzt gleichfalls als Militärmagazine vermiethet sind, und ehedem zur Aufbewahrung der Getreidevorräthe dienten, welche, um jedem Mangel vorzubeugen, zum hinreichenden Bedarf der ganzen Insel aus der Gemeindekasse

angeschafft und dann zu den Einkaufspreisen an die einzelnen Familien abgelassen wurden.

Quellen: **Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.**
Dipinti della Città di Lesina dal P. D. Fabianich. Zara 1849. pg. 5—30.
Arkiv za pověstnicu Jugoslavensku. II, 1. pg. 90—97. Zagabria 1852.
Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 76. sq. Zara 1847.

Nach Citta vecchia.

Grabie, Pfarrei mit 433 Seelen.

Lissa, lat. **Issa**, sl. **Vis**, die militärisch-wichtigste und bevölkertste Insel Dalmatien's, liegt ganz im hohen Meer zwischen Dalmatien und Italien, von dem es nur 60 Miglien entfernt ist, erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Ausdehnung von 9 Miglien Länge und 4 Miglien Breite und hat 29,3 Quadrat-Miglien Areal, welche von 6400 Seelen bewohnt werden und von denen 23,3 unbebaut sind. Denn die Insel ist so gebirgig, daß sie auf der Nord- und Südseite theilweise ganz unzugänglich ist und überhaupt nur die Häfen von San Giorgio oder Lissa, Carober, Chiave, Comisa und Manego und einige kleinere Buchten eine Landung gestatten. Der höchste Berg der Insel ist der fast in der Mitte derselben gelegene, 1871 Wiener Fuß hohe Hum zwischen Lissa und Comisa. Hauptnahrungszweig der Bevölkerung ist der Wein, an welchem die Insel sehr reich ist, und der ergiebige Sardellenfang. Oel wird gut, aber wenig erzeugt.

Die frühesten Bewohner der Insel waren Pelasger, welche unter dem Namen Liburnier, von der Insel Lesbos in das adriatische Meer kamen, sich auf den Inseln desselben niederließen und das zur Schiffahrt so günstig gelegene Lissa nach dem alten Namen ihrer Heimatsinsel Issa nannten. Ihre Hauptniederlassung soll unfern der heutigen Stadt Lissa an dem Ort gelegen haben, welcher jetzt Gradina heißt. Daß diese Colonie nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von Dionysius, dem Tyrann von Syrakus, gegründet wurde, hat Nisiteo in seinen **Memorie staccate** hinlänglich widerlegt. Aus Allem, was

Diodorus, dessen Angabe allein zu der bisherigen Ansicht verleitete, in Bezug auf diese Gründung mittheilt, geht hervor, daß nicht Issa, sondern Lissos in Epirus, das heutige Alessio, damit gemeint sei, während Issa, von Scylax schon vor der von Diodor bezeichneten Epoche (im dritten Jahre der 98. Olympiade oder 381 v. Chr.) als Stadt angeführt wird. Auch die auf Lissa gefundenen Gemmen deuten auf höheres Alter und die dortigen Inschriften, welche Böckh in seinem **Corpus Inscriptionum Graecarum** aufgenommen hat, lehren uns, daß die Stadt von den frühesten Zeiten an einen Freistaat bildete, den Phariern mächtig gegen die Illyrier beistand und den Illyriern, welche eine Empörung gegen ihre Königin Teuta angezettelt hatten und fliehen mußten, Asyl und Schutz gewährte, weshalb Lissa von der Flotte der Königin blokirt und belagert wurde. Aber die Lissaner waren Bundesgenossen der Römer. Ihre Schiffe hatten dem Duillius den ersten Seesieg über die Carthager erringen helfen. Sobald daher die Lissaner ihre beiden Pflanzstädte Tragurium (Traú) und Epetium (Stobrez) in Gefahr und sich selbst bedroht sahen, wandten sie sich an Rom, und dieses, schon längst der vielen von den Illyriern ausgeübten Seeräubereien müde, schickte, da die Vorstellungen seiner Gesandten bei der Königin nichts fruchteten, Cajus Fulvius mit 200 Kriegsfahrzeugen in den Golf. Lissa wurde entsetzt, im darauffolgenden Frieden (227 v. Chr.) unter römischen Schutz gestellt und nicht nur für ganz unabhängig, sondern auch für gänzlich abgabenfrei erklärt. Die vielen Münzen, deren man bis jetzt über zwanzig Typen kennt, und von denen die meisten auf der Kehrseite eine Weintraube oder ein Schiff tragen, bekunden, daß Lissa lange Zeit seine Selbstständigkeit zu erhalten wußte. Erst während der Bürgerkriege wurde es der Provinz Dalmatien einverleibt, scheint aber auch dann noch seine eigene Verfassung und Verwaltung beibehalten zu haben, da Plinius die Lissaner bei keinem der drei Conventi Dalmatiens erwähnt. Lissa war die einzige Insel, welche nach dem Untergang des römischen Reichs unter griechischer Herrschaft blieb, bis sie an Venedig fiel. Ihre treffliche Lage schützte sie lange vor den Plünderungen der Barbaren, bis die Gothen auf ihrer Ueberfahrt von Ravenna nach Salona (nach Prokop um das Jahr 535 nach Chr.) in Lissa landeten und die Stadt zerstörten. Die Bewohner flüchteten sich in das Innere der Insel und bauten sich auf der Ebene am Fuß des Monte Luca eine neue Stadt,

welche 1483 von den spanischen Soldaten zerstört wurde, die der König Ferdinand von Aragonien dem Herzog Herkules von Este zum Beistand gegen die Venetianer sandte.

Das an Stelle des alten wiederaufgebaute Lissa hatte ein gleiches Schicksal durch die Narentiner. Unter venetianischer Hoheit stand die Insel kirchlich und politisch unter Lesina. Ihre Edelleute mußten dorthin zu den Rathsversammlungen, ihre Einkünfte wurden dort verwaltet, und ihre Geschichte war eng verbunden mit der Lesina's. Aber in der neuesten Zeit, als 1806 die Franzosen es besetzten, kam die Insel zu großer Bedeutung. Ohne alle Vertheidigungsmittel wurde der sichere und geräumige Hafen von Lissa bald der Sammelplatz von Freibeutern und Kriegsschiffen aller Napoleon feindlichen Flaggen und die Stadt der Stapelort des Schmuggelhandels mit den benachbarten Küsten. In Zeit von drei Jahren stieg die Bevölkerung derselben durch die von Gewinn angelockten Fremden von 4000 auf 12.000 Seelen, und der Verkehr mit Dalmatien war trotz der strengsten Verbote und der französischen Kreuzer äußerst lebhaft. Einer kleinen Flotte unter Dubordieu glückte es zwar im Oktober 1810 von Ancona aus mit englischer Flagge im Hafen von Lissa einzulaufen und alle dort befindlichen Fahrzeuge und Waaren zu verbrennen, aber der nur für kurze Zeit unterbrochene Handel nahm bald einen neuen Aufschwung. Eine zweite französisch-italienische Flottille von vier Fregatten, zwei Corvetten und drei kleineren Schiffen, welche unter Dubordieu von Ancona auslief, um sich der Insel zu bemächtigen, wurde am 13. März 1811 in der Seeschlacht bei der Bucht Figer, einige Meilen südlich von Lissa, von vier englischen Linienschiffen unter Commodore Hoste glänzend besiegt und zerstreut und die Insel wurde nun von den Engländern militärisch besetzt, neu organisirt und befestigt. Erst am 13. Juli 1815 nahmen die Oestreicher die Insel wieder in Besitz, verstärkten und verbesserten die Befestigungen der Engländer und machten den Hafen zur Station der Flottenabtheilung, welche zum Schutz des Meeres dient.

Hauptort der Insel und Sitz der Prätur ist Lissa mit 339 Häusern und gegen 2600 Seelen, die Vaterstadt des Caramaneo und Terzich; der zweite größere Ort Comisa auf der Westküste mit 250 Häusern und 2000 Einwohnern, die Vaterstadt des Vitalich Andrea. Dieser starb 1725 als Pfarrer in seiner Geburtsstadt und ließ 1733 seine

Ueberſetzung der Pſalmen David's in illyriſchen Verſen und 1712 ſein epiſches Gedicht: **Ostan Božj ljubavi** in Venedig drucken. Terzich, Luca, ließ eben daſelbſt 1800 ſein **Pokripljenje umirućih** drucken, und Caramaneo (Dr. Antonio) iſt der Verfaſſer der lateiniſchen Gedichte: **Nauplia per Franciscum Maurocenum vindicata. Patavii 1686. — Hortus Jacobi Salomonii e Colonia Cretensi ordinis predicatorum. Patavii 1686. — In Budae a Turcorum tyrannide libertatem. Patavii 1686,** vieler Artikel über die Geſchichte von Liſſa und Leſſina (**Notizie di Lissa e della città che fu sopra la stessa Isola. Mss.**) und alter Inſchriften und Münzen, und einer illyriſchen Ueberſetzung der erſten Geſänge von Taſſo's „Befreitem Jeruſalem."

Citta vecchia, ſl. Stari-grad, mit 3300 Seelen, in der fruchtbarſten Ebene der Inſel Leſina gelegen, iſt die größte Stadt der ganzen Inſel und die ſechste Handelsſtadt Dalmatien's mit ſechszig Patenten.

Quellen:

Schematismo della Diocesi di Lesina per l' anno 1852.
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 80—86. 78.
P. Nisiteo. Memorie staccate. Mss.
S. Ljubich. Numismatografia dalmata. Mss.
Notizie di Lissa e della Città che fu sopra la stessa Isola dal D. Caramaneo. Mss.
Documenti inediti di Gio. Bat. Giustiniani. La Dalmazia I. N. 35. pg. 321. (Zara 1845.)
Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della repubblica veneta di G. Cattalinich. Spalato 1841. pg. 135—148.
S. Ljubich. Dizionario biografico-dalmato. Mss.

Berg von S. Nicoló, 2006 Wiener Fuß hoch.

Verbosca, Pfarrdorf mit über 800 Seelen, im Grunde der gleichnamigen geräumigen Bucht und mitten in der fast 6 Miglien langen Ebene, hatte viel von den Seeräubern zu leiden, indem nicht nur die Almissaner durch ihre Plünderungen die Bewohner mehrmals nöthigten, auf dem Berge Gvozd eine Zufluchtsstätte zu suchen, sondern auch die Türken unter Ulutsch-Ali 1571 landeten und die ganzen umliegenden Ortschaften verheerten. Zum Schutz der Bewohner scheint das alte Castello gedient zu haben, auf welchem jetzt die Kirche von San Lorenzo steht. Verbosca besitzt mehrere Bilder von Giuseppe Alabardi, die Geburt der Jungfrau von Paolo Veronese oder einem seiner besten Schüler, und von derselben Hand einen S. Lorenzo, den Viele dem Tiziano selbst zuschreiben, welcher einige Jahre in der Verbannung auf der Insel Lesina zugebracht haben soll. Auch Andrea Schiavone malte verschiedene Bilder in Verbosca selbst, wo sein Name in den Rechnungsbüchern häufig erwähnt wird: **A mistro Andrea pittor lire**, bald 400, bald weniger.

In der Sakristei der Parrochiale von Gelsa (bei den ehemaligen Padri Agostiniani in S. Maria di Gradina) findet man eine Magdalena in der Wüste aus Tizian's Schule oder von Albano.

Nisiteo (**Pietro**), geboren 1775 in Citta vecchia, war unter der französischen Herrschaft Professor und Präfekt des Lyceums von Görz, verfaßte ein großes Werk über die Botanik, welches ungedruckt geblieben ist, weil das Erscheinen des Linné'schen Systems es unnütz machte, und beschäftigt sich jetzt vorzugsweise mit Archäologie. Er

besitzt ein reiches Antiquitätencabinet, eine vortreffliche Münzsammlung und die Copieen aller in Dalmatien gefundenen griechischen und römischen Inschriften, welche er zur Herausgabe vorbereitet. Einzelne archäologische Artikel von ihm finden sich in den italienischen Journalen, besonders **La Dalmazia** und den Bülletins der vielen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er ist. Sein größeres Werk über die älteste Geschichte Dalmatien's: „**Memorie staccate**" soll nächstens erscheinen und enthält Abhandlungen: **Dalla palude Stige — Diracchio — Diomede illirico — Genzio — Demetrio Fareo — Dall' oracolo di Dodona — Delle Colonie illiriche in Italia — Dinastia de' re illirici — Del commercio del mar pontico col mare illirico — Dell' isole elettridi o dal commercio dell' elettro alla costa illirica — Pirateria degl' Illirici — Dalla derivazione egizia dei Colchi e della loro colonia alle coste illiriche — Nome dei Dalmati — Navigazione degl' Illirici — Veneti antichi — Culto di Ammone in Lesina e Curzola — Mithologia illirica appropriatasi dai Greci — Delle vesti antiche illiriche adottate dai Romani u. s. f.**

Ektorevich (Pietro), stand mit den bedeutendsten Ragusäern seiner Zeit, so wie auch mit dem berühmten Marco Marculo in Spalato in freundschaftlichem Verkehr, und wurde 1557 in Ragusa mit großer Auszeichnung aufgenommen. Er rettete sich vor den Türken auf einer Barke nach Italien und erzählte bei seiner Rückkehr seinen Freunden in Ragusa die Mühseligkeiten seiner Flucht in zwei langen Briefen in illyrischen Versen. — Sein klassisches Werk **Ribanje** wurde 1556 und 1638 in Venedig und neuerdings 1846 in Zara gedruckt. Seine illyrische Uebersetzung von Ovid's: **De remedio amoris**, seine Briefe und die meisten seiner Gedichte sind noch ungedruckt.

Demetrius Pharius, aus Pharus, Feldherr der Königin Teuta, der zweiten Gemalin des Königs Agro von Illyrien, welche 235 v. Chr. nach dem Tode ihres Mannes den Thron usurpirt hatte, eroberte für sie Corfu, übergab es aber den Römern, in der Hoffnung, durch sie das Reich für Agro's Sohn, Pinnes, dessen Vormund und Stiefvater er war, gewinnen zu können. Er täuschte sich und versuchte nun nach dem Tode Teuta's, während die Römer mit den Galliern im Kriege waren, die noch freien dalmatischen Staaten gewaltsam zu erobern. Aber die Römer sandten sogleich im Jahre 221

v. Chr. den Consul Lucius Aemilius gegen ihn. Demetrius befestigte Dimalum, Pharus und andere Städte, sah sie aber binnen wenigen Tagen, das für uneinnehmbar gehaltene Dimalum schon nach siebentägigem Widerstand, in die Hände des Feindes fallen und mußte sich nach dem Verlust von Pharus auf einigen kleinen Schiffen nach Macedonien an den Hof Philipp's flüchten, in dessen Dienste er in einem Kampf mit den Messeniern getödtet wurde. Pharia stand nach den archäologischen Untersuchungen von Bökh in Berlin, Cavedoni in Modena, Steinbüchel in Wien und Nisiteo in Citta vecchia da, wo jetzt Citta vecchia liegt und scheint bald nach seinem Untergang wieder aufgebaut worden zu sein. Denn unter den in der Umgegend ausgegrabenen Münzen befinden sich Consularmünzen aus der Zeit von 524 a. u. bis Augustus und Kaisermünzen bis Justin II. und Phocas, in den alten Mauern sind häufig Ziegel aus den Städten Solonas und Pansa bei Rimini und Ferrara, welche nach Borgheni zur Zeit Vespasians einen bedeutenden Seehandel mit Ziegeln trieben und Plinius sowohl, wie Ptolomäus erwähnen es. Vielleicht erhielt die Stadt einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Bewohnern durch die Flüchtlinge der zerstörten Städte Salona und Epetium. Wenigstens war sie im zwölften Jahrhundert bevölkert genug, um einen eigenen Bischof nöthig zu haben, der 1249 nach Lesina übersiedelte, da die fortwährenden Plündereien der Almissaner die Stadt allmälig gänzlich verödet hatten. Als Lesina, welches anfänglich Pharia nova, dann Novigrad, Lesina nova, Lisna oder Lesina hieß, das nova wegließ, nannte sich das alte Phar zum Unterschied Pharia vetus, Starigrad, Lesina vecchia oder Citta vecchia. Doch bezeichnet auch Phar allein bald das alte, bald das neue, und die venetianischen Geschichtschreiber wenden es häufig für Lesina, Liesina an, wie auch die Statuten mit beiden Namen abwechseln.

Ljubich (Simeone), geboren 1822 in Citta vecchia, verfaßte: **Obiçaji Mod Vlahah u Dalmacii.** Zara 1846. — **Pinezoslovje Dalmatinski.** Agram 1852. — **Numismatografia dalmata. Mss.** — **Poviesi Dalmatinske narode književnosti. Mss.** — **Dizionario biografico dalmata. Mss.** — **Storia municipale di Lesina, Brazza e Lissa. Mss.**, gab des Ektorevich Ribanje i Ribarsko prigovoranje (Zara 1846) heraus, sammelte Volkslieder und Sprichwörter (**Canti slavi. Mss.** — **Proverbi slavi. Mss.**), übersetzte Eichhoff's Werk über slavische Literatur

in's Illyrische, und schrieb viele archäologische, historische und biographisch-literarische Artikel in italienischen und slavischen Journalen.

Von anderen auf der Insel Lesina geborenen und bisher noch nicht genannten Schriftstellern sind besonders anzuführen:

Biondi (Gian Francesco), geboren 1572 in Lesina, begab sich nach vollendeten Studien von Padua, wo er Doktor geworden, nach Venedig, und begleitete den Cavaliere Soranzo bei seiner Gesandtschaft als Sekretär nach Frankreich. Aber unzufrieden mit der Anerkennung seiner Dienste Seitens der Republik, geht er mit Henry Wolton, dem englischen Gesandten in Venedig, nach England, wird von Jakob I. mit geheimen Aufträgen an den Herzog von Savoyen geschickt, und zur Belohnung seiner glücklich vollbrachten Botschaft vom König zum Ritter und Kammeredelmann erhoben, heiratet die Schwester Mayerne's, des Leibarztes des Königs, wird durch die Unruhen gezwungen, England zu verlassen und stirbt 1645 in Aubonne. Er verfaßte die Romane **l' Eromena, la donzella desterrada.** (London 1626.) — **Il Coralbo.** (London 1632.) (Alle drei zusammengedruckt **Venezia** 1637.), eine Geschichte der Bürgerkriege in England, von denen der erste Band, dem König Karl gewidmet, 1637, der zweite und dritte Venedig 1641 und 1642 erschienen und die letzten zwei Bände unvollendet geblieben sind, und eine Uebersetzung von Sidney's „Arcadia", die er aber gleich den **Istorie Veneziane** nicht fertig gemacht hat.

Boxicevich (Gerolimo), aus Lesina, von Annibale Lucio als trefflicher Dichter genannt, dessen Werke aber gleich denen seines Landsmannes Gerolimo Bertučevich, welchen Pietro Ektorevich als Schriftsteller nennt, verloren gegangen sind.

Gazzari (Marino), Verfasser mehrerer ungedruckten Dramen in illyrischer Sprache.

Gazzari (Alessandro), Bruder des Vorigen, schrieb 1660: **Avvenimenti storici. Mss.**

Gercovich (Matteo), aus Citta vecchia, ließ 1582 in Venedig **Bogoslovna Razmišljanja** drucken.

Leporius (Girolamo), aus Lesina, schrieb: **De arte medica.**

Lucio (Annibale), aus Citta vecchia, Verfasser der Skladanja, welche sein Sohn Antonio 1556 in Venedig drucken ließ und neuerdings Dr. Gaj in Agram 1847 wieder auflegte.

Nicolini (J. G.), aus Lesina, verfaßte Spalato sostenulo contro

i Turchi nel 1757. Venezia 1765 und einige ungedruckt gebliebene Memorie sopra Lesina.

Ostoich (Dr. Nicolò), Neffe des P. Nisiteo und Arzt in Citta vecchia, wo er 1849 starb, verfaßte mehrere archäologische Artikel in italienischen Journalen.

Paladini (Paolo), aus Lesina, schrieb über die Pflichten des wahren Priesters und starb 1499.

Paladini (Francesco), gerühmter Dichter, dem Annibale Lucio sein Drama: „Robinja“ widmete.

Paladini (Nicolò), soll einen Commentar über die Ereignisse seiner Zeit geschrieben haben.

Pelegrinovich (Mikša), oder Michiele Peregrino, verfaßte ein slavisches Gedicht: Ljubka, dessen Ektorevich erwähnt.

Priboevo (P. Vincenzo), Dominikaner aus Lesina, verfaßte: De origine successibusque Slavorum. Venetiis 1532.

Stalio (P. Bonagrazia), aus Citta vecchia, Professor in Capo d' Istria, von dessen Schriften wir nur noch eine lateinische Rede besitzen (Venedig 1765).

Quellen: Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1847. pg. 79. 80.
Gazetta di Zara 1844. N. 66.
Osservatore dalmato 1849. N. 81.
Ribanje i Ribarsko Prigovaranje po P. Ektoreviću izdao S. Ljubić. U Zadru 1846. pg. 22—26.
Memorie staccate da P. Nisiteo. Mss.
Pinezoslovje dalmatinski. Zagabria 1852. Pharos.
La Dalmazia 1845. N. 2. 34. 35. — 1846. N. 13. 14. 30—33. — 1847. N. 23.
S. Ljubich. Dizionario biografico-dalmato. Mss.
Le Glorie degl' Incogniti da Loredano. Venezia 1647.
Cenni. Mss. in der Bibliothek der erloschenen Familie Co. Radassio in Lesina, jetzt im Besitz des Sign. G. Macchiedo in Lesina.

Ueber Sokolizza.

Fort Spagnuolo, 270 Fuß hoch, der Ueberlieferung nach von spanischen Ingenieuren unter Karl V. erbaut, als Spanien mit Venedig im Bunde gegen die Türken war, wahrscheinlich jedoch nur verbessert von ihnen, indem auf derselben Stelle das alte Castell stand, in welches sich 1358 Nicolò Corner zurückzog, als die Ungarn die Stadt belagerten.

Hafen von Lesina, einer der besten Dalmatien's, geräumig und sicher, mit mehreren Eingängen, wird häufig zum Ueberwintern von Kriegs- und Handelsschiffen benutzt, diente als Anhaltepunkt der Flotten zwischen Venedig und der Levante, und war bis 1767 Stationsort der venetianischen Flottille zum Schutz des adriatischen Meeres. Er wurde von den Franzosen 1811 mit den Batterien von San Andrea und Santa Veneranda versehen. Seit 1831 haben die Oesterreicher noch den im Hafen liegenden Scoglio Gallisgnik befestigt, auf welchem 1806 die Russen eine Batterie anlegten, welche der Stadt großen Schaden zufügte.

Communità, bestand aus dem großen und kleinen Rathe, welcher unter dem Vorsitz des, seit 1420 in Venedig ernannten Rettore die Inseln Lesina und Lissa regierte. Alle Edelleute, welche das achtzehnte Jahr erreicht, hatten Eintritt in den großen Rath, und wurden zu dessen Versammlungen, wenn sie auf Lissa oder in andern Städten wohnten, eingeladen. Der Rath wählte die drei Richter, welche den kleinen Rath bildeten, die zwei Edelleute, welche in Citta vecchia und Lissa zur Bequemlichkeit der Bewohner jener Städte Recht sprachen, den Sopracomito, welcher die auf Verlangen Venedig's zu stellende

Galeere befehligte, den Camerlengo zur Verwaltung der Einkünfte, den Kanzler, die Avvogadaren und alle die andern Beamten, welche nöthig waren. Den popolani blieb nur ein gewisses Recht an den Gütern der Communità. Die Statuten, nach welchen die Inseln, wie Macchiedo anführt, seit 1143 sich regierten, sind zur Zeit des Dogen Francesco Dandolo unter dem Podestà Giovanni Loredano 1331 gesammelt und mit den Zusätzen 1643 in Venedig gedruckt worden. Sie enthalten Civil-, Criminal-, Agrar- und Polizeigesetze. Streitigkeiten zwischen Geschwistern wurden von Schiedsrichtern entschieden. — Besondere Prokuratoren vollstreckten die Testamente, wenn ihnen von den Erben oder aus Mangel an Testamentsvollstreckern nicht binnen drei Monaten Folge geleistet wurde. — Die Kinder erbten vom Vater ohne Unterschied des Geschlechts zu gleichen Theilen, aber die Häuser in der Stadt fielen nur den Söhnen zu. — Ein **esaminatore** mußte die Grenzen der einzelnen Besitzungen bestimmen und Ueberschreitungen verhindern. — Ein **gastaldo ispettore** wachte über Flurdiebstähle, und Feldhüter sollten sie entdecken und anzeigen. — Es gab eigene Gesetze über die Rechte der Besitzer und Coloni, über die Bestellung der Felder und den Schaden, der irgendwie verursacht wurde. Ueberstieg der Schaden nicht fünf Lire, genügte der Eid des Besitzers oder Colono als Beweis. — Damit das Holz erhalten und dem Getreidebau nicht zu viel Land entzogen würde, durfte in manchen Lokalitäten kein Wein gepflanzt werden. — Ferner gab es Gesetze über die Schiffs-Capitäne und Seeleute, über Schiffsbeschädigungen und über die Theilung der Beute in Kriegen. Von den achtunddreißig Adelsfamilien, welche 1553 die Communità bildeten, gibt es nur noch vier.

Quellen: **Città di Lesina da G. Macchiedo. Mss.**
Gazetta di Zara 1836. N. 63.
Statuta Civitatis Lesinae. Venetiis 1643.
La Dalmazia 1845. N. 2. 34. 35.
Sommario preso dalle Carte attevente alla miraculosa Crocetta della Chiesa Cattedrale di Lesina. Mss.
Cenni relativi alle sedizioni popolari di Lesina. Mss.

Der Orient.

Spalmadori, Reihe Scoglien, welche den Hafen von Lesina auf der Südseite einschließen.

Curzola (lat. **Corcyra Melena** oder **Nigra**, sl. **Kurčola** oder **Karkar**), durch den Canale di Curzola von der Insel Lesina und der Halbinsel Sabioncello getrennt, dehnt sich von Westen nach Osten bei 4 Miglien Breite über 25 Miglien weit aus, hat 95,6 Quadratmiglien Areal, von denen 80,2 unbebaut oder mit Wald bedeckt sind, und zählt über 11.000 Seelen. Die ganze Insel ist gebirgig, steigt im Dobrovaska bis 1813 Wiener Fuß hoch, und hat nur eine größere Ebene, die von Lombarda, welche ziemlich fruchtbar ist. Getreide wird daher wenig erzeugt. Dagegen gedeiht der Wein sehr gut, und die Steinbrüche von buntem und weißem Marmor sind, besonders auf dem Scoglio Vernich, äußerst ergiebig. Die Hochwaldungen, welche ehedem die ganze Insel bedeckt und ihr den Namen nigra gegeben haben sollen, sind jetzt nur noch auf der Westseite zu finden. Dennoch liefern sie Holz genug, um den Schiffsbau, welcher die Curzolaner berühmt gemacht hat, in blühendem Zustand zu erhalten. Das Klima ist mild und gesund, aber Wasser fehlt gänzlich, und der einzige Quell, welchen die Insel bei Blatta besitzt, überschwemmt in der Regenzeit die ganzen umliegenden Felder. Die Küste ist buchtenreich, bietet jedoch nur wenige so große und sichere Häfen, wie die von Carboni, Badia und San Giovanni di Blatta, und wird gefährlich durch viele kleine Inseln und Felsenriffe.

Hauptort ist Curzola. Sitz des Prätors, auf der Ostseite der Insel, gegenüber Sabioncello, an dem hier kaum eine Miglie breiten

Canal, mit 320 Häusern und gegen 2000 Einwohnern. Die Stadt steigt einen Hügel hinan, ist von Mauern und Thürmen umschlossen, welche sie von ihren beiden Vorstädten trennen, und hat in der Mitte die gothische Kathedrale, welche von der Königin Maria von Ungarn, der Tochter des griechischen Kaisers Lascar und Gemalin Bela's IV., erbaut sein soll und 1556 dem S. Marco geweiht wurde.

Die Ueberlieferung läßt Curzola von Antenor gründen, als er bei seiner Flucht von Troja in das adriatische Meer kam, und eine alte Inschrift über den Thoren der Stadt bestätigt es. Aber nach den Berichten der ältesten Geschichtsschreiber Dittis aus Creta und Daretes aus Phrygien war es nicht Antenor, sondern Aeneas, welcher Troja verließ und auf der Insel eine Niederlassung zurückließ. Ob, wo und wann die Cnidier eine Stadt auf der Insel erbaut haben, wie Schymnos aus Chyos, Strabo und Plinius berichten, oder ob dieselben nicht vielleicht blos die schon bestehende Colonie erweitert und vergrößert haben, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde Letztere bald mächtig durch Handel und Schifffahrt, bildete einen eigenen Staat, prägte Münzen, von denen bis jetzt vier verschiedene Typen bekannt sind, und theilte das Schicksal der Nachbarinseln.

Octavianus Augustus entvölkerte die Insel, weil ihre Bewohner sich im Verein mit denen von Meleda empört und Seeräuberei getrieben hatten. Aber allmälig bevölkerte sie sich wieder, kam zum oströmischen Reiche, wurde eine Zeit lang von den Gothen beherrscht, und bei der Einwanderung der Slaven von den Neretschanern oder Narentinern in Besitz genommen. Nur nach der hartnäckigsten Gegenwehr übergaben diese (997) ihre Stadt dem Dogen Pietro Orseolo. Seitdem gehörte die Insel gleich Dalmatien bald den griechischen Kaisern, bald den Venetianern, bald den Ungarn, und hatte viel von den Landungen der Saracenen zu leiden, welche Corcyra in Brand steckten. 1180 erhoben die benachbarten Fürsten von Chelm oder Zachlumia Ansprüche auf die Insel. Knez Konstantin führt eine Expedition hinüber. Während er aber das Innere sengend und brennend durchzieht, bemächtigen sich die Curzolaner seiner schlecht bewachten Schiffe, greifen die nun abgeschnittenen Truppen an, nehmen Konstantin gefangen und entlassen ihn nicht eher, als bis er und seine Brüder eidlich allen Rechten auf die Insel entsagt und versprochen haben, Curzola nie mehr belästigen zu wollen.

Die Curzolaner fuhren nun fort, sich wie bisher nach ihren eigenen Statuten zu regieren, welche, schon 1214 gesammelt, die ältesten von Dalmatien sind, und ihre Behörden selbst zu ernennen. Als sie aber gewahr wurden, daß Marsilio Zorzi, welchen sie 1254 zum Conte erwählt, gegen ihren Willen seine Würde zu behaupten trachtete, jagten sie ihn fort, sahen sich jedoch zwei Jahre später genöthigt, ihn als Herrn anzuerkennen, da er, vom Landvolk unterstützt, mit den von ihm geworbenen Truppen die Stadt mit Gewalt eroberte, und Venedig gestand ihm und seinen Nachkommen die Insel als Lehen zu. Erst 1358 kam die Insel, welche 1348 von den Genuesen geplündert worden, in den Besitz des Königs Ludwig von Ungarn. Es blieb mit Ausnahme der wenigen Jahre von 1388—90, wo die Truppen des Königs Twrtko von Bosnien es besetzten, ungarisch, bis König Ladislaus es 1403 mit den andern Inseln an Hervoja vergab, der die Verwaltung Curzola's an Ragusa überließ. Ein ragusäischer Nobile „de mandato D. Hervojae, Ducis Spalati, Comes Corcyrae“ ging nun jährlich nach Curzola, und König Sigmund bestätigte nach dem Sturze Hervoja's den Ragusäern das Vikariat der Inseln, mußte jedoch auf Anstiften seiner Gemalin die betreffende Schenkung zu Gunsten ihres Günstlings Ladislaus Jaxa, nach Andern Spachez, zurücknehmen, welcher die Insel 1420 an Venedig verkaufte. Die Curzolaner ergaben sich am 23. April 1420 freiwillig an den Capitano Pietro Civran, welcher mit drei Schiffen der Flotte Loredano's vorausegelte, und blieben Venedig's bis zu dessen Fall.

Während des Krieges zwischen Venedig und König Ferdinand von Neapel landeten 1479, nach Anderen 1483, die Truppen Friedrichs von Aragon auf der Insel und verwüsteten die Südküste derselben, mußten aber von der Belagerung der Stadt abstehen. Ebenso die Türken 1571, obgleich die Pest von 1558 die Bewohner furchtbar gelichtet hatte.

Als während des peloponnesischen Krieges zwischen Venedig und den Türken viele Christen aus türkischen Ländern flohen und Schutz bei den Venetianern suchten, schickten diese viele nach Curzola, und wiesen ihnen im Thal Rascich Ländereien an.

In neuester Zeit war Curzola die erste Insel, deren sich 1806 die Russen bemächtigten. Die Franzosen nahmen sie bald wieder, verloren sie nochmals, und kamen erst im August 1807 in den ruhigen

Besitz derselben. 1813 jedoch besetzten die Engländer sie, errichteten das Fort S. Biagio, und übergaben die Stadt am 19. Juli 1815 den Oesterreichern, welche sie dem Kreise Ragusa zutheilten.

Kirchlich stand die Insel zuerst direkt unter Spalato, fiel dann an das in Phar errichtete Bisthum der Inseln, und erhielt durch Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1300 einen eigenen Bischof, indem Bischof Giovanni di Croce von Stagno nach Curzola übersiedelte. Sein letzter Nachfolger war 1787 Josephus Cosserich. Seit ihm ist das Bisthum eingegangen und bildet jetzt nur das fünfte Dekanat des Bisthums von Ragusa.

Von den Schriftstellern, welche die Insel Curzola hervorgebracht hat, sind besonders zu nennen:

Banisio (Giacomo), geboren 1466, sehr geschickter Diplomat. Julius II. sandte ihn als Legat an den Kaiser, um Hilfe gegen Venedig nachzusuchen. Maximilian wählte ihn zu seinem Geheimrath und Sekretär, und nahm ihn 1515 mit sich auf den Reichstag nach Worms. Leo X. ernannte ihn 1518 zum Bischof von Lesina, er nahm aber die Würde nicht an, setzte seine diplomatische Laufbahn fort, und starb 1532 in Trient. Sehr befreundet mit Erasmus und Bembo, widmeten ihm viele Gelehrte ihre Werke. Seine eigenen Schriften sind theils ungedruckt, theils in den Werken von Erasmus, de Rousses u. A.

Canavelli (Pietro), siedelte aus Liebe zur illyrischen Sprache nach Ragusa über, wo er das Bürgerrecht erhielt, heiratete und 1690 starb. Er verfaßte ein Gedicht über das Erdbeben von Ragusa, das 1843 in der Danica abgedruckt wurde, ein anderes über das Leben von S. Giovanni Orsini (Ursinja), eine Ode über die Befreiung Wien's, für welche ihm König Johann Sobieski eine Medaille und ein eigenhändiges Schreiben schickte, ein Drama über das Leiden Christi, ein Gedicht: **Ljubav obratjena u omrazu**, sechszehn anakreontische Lieder, von denen Ferdinando de' Pellegrini zwei in's Italienische übersetzt hat, und die illyrische Uebersetzung des Pastor Fido von Guarini und einer Ode von Fulvio Testi. Fast alle seine Werke sind noch ungedruckt.

Capor (Matteo), Erzpriester in Curzola, wo er 1849 starb, einer der größten Münzkundigen, verfaßte: **La Patria del massimo dottore. — Antichità dello slavo idioma nell' Illirio** und viele archäologische Artikel in Journalen.

Terro (Pietro Barnaba), starb 1777 als auditore della Sacra Rota, großer Latinist, Hellenist und Rechtsgelehrter, brachte einige Jahre beim Bischof Negri von Parenzo zu, dessen Medaillen- und Antiquitätensammlung er ordnete und beschrieb, verfaßte viele archäologische Abhandlungen in der **Collezione Calogerana.**

Grego (P. Marino), Franziskaner, lehrte Philosophie in Brescia, Theologie in Modena und Capo d'Istria, nahm das ihm von Pius VI. angebotene Bisthum nicht an, und starb 1791 im Franziskanerkloster bei Curzola, welches er in eleganten illyrischen Versen beschrieben hat. Sein **Quaresimale** und seine **Orazioni panegirichi** sind ungedruckt geblieben.

Hozliar (P. Bonaventura), starb 1705, setzte viele religiöse Melodieen.

Niconisio (Francesco), geboren 1501, studirte in Padua, erhielt das Doktorat und 1526 einen Lehrstuhl, wurde aber Priester und Canonicus in seiner Vaterstadt, ging nach Polen, wo ihn König Sigismund zu seinen Sekretär machte, und wurde bei seiner Rückkehr 1549 ermordet. Er schrieb sehr viel, verlor aber 1531 bei einer Ueberschwemmung des Tiber in Rom fast alle seine Manuscripte über die Jurisprudenz.

Paolini (Antonio), Arzt in Spalato, Verfasser der **Istoria di Curzola Ecclesiastico-profana. Mss.**

Petreo (Paolo), war 1545 Professor des Rechts in Padua.

— (Giovanni), Sekretär Gonzoga's, Generalkapitäns von Karl V. und Vicekönigs von Sicilien, schrieb in Prosa und in Versen. Mehrere seiner Sonnette finden sich in einer Sammlung von 1549.

— (Nicolò) lebte in Bologna, Venedig, wo er 1552 seine Uebersetzungen griechischer Werke: **Meletii Philosophi de natura structuraque hominis opus. — Polemonis Atheniensis insigni philosophi naturae signorum interpretationes. — Hippocratis de hominis structura. — Dioclis ad Antigonum Regem de valetudine epistola** herausgab, und Rom, wo er Präsident der illyrischen Congregation wurde und 1568 starb. Seine Bibliothek vermachte er seiner Vaterstadt.

Polo (Marco), der berühmte Reisende, wurde in Curzola geboren.

Rosaneo (Antonio), Erzdiakon in seiner Vaterstadt zur Zeit der Belagerung der Türken 1571, welche er lateinisch beschrieb in: **Antonii Rosanei Corcyrae Melenae Opus. Mss.**

Tollenti (Luca de), geboren 1428, Erzdiakon in Curzola, von Papst Pius II. 1462 als Legat an König Stefan von Bosnien und Herzog von S. Sabba, von Papst Paul II. 1465 in gleicher Eigenschaft an Herzog Philipp von Burgund gesandt, und 1469 zum Bischof von Sebenico erhoben. Sixtus IV. sandte ihn 1476 an Herzog Carl von Burgund, und dieser als außerordentlichen Gesandten nach Venedig. Er stand in großer Gunst bei den Kaisern Friedrich und Maximilian, die ihn mehrmals zu Gesandtschaften verwandten und ihn dringendst zum Cardinalshut empfohlen. Aber 1491 starb er plötzlich, viele handschriftliche Werke hinterlassend. Das Capitel von Curzola hatte ihn schon 1462 zum Bischof erwählt, der Papst es aber nicht genehmigt, weil er ihn brauchte. Sein Bruder Nicolò wurde vom Kaiser Friedrich zum Pfalzgrafen erhoben.

Trojanis (P. Francesco), viele Jahre lang Professor der Philosophie in Verona und der Theologie in Capo d' Istria, starb in der Badia von Curzola, wo seine Schriften handschriftlich aufbewahrt werden.

Sabbioncello (lat. **peninsula Ratanea**, sl. **Peljesac** oder **Rat**), eine 35 Miglien lange und $1^1/_2$ bis 4 Miglien breite Halbinsel zwischen dem Canale di Narenta, dem Canale di Curzola und di Meleda, welche durch die kaum eine halbe Stunde breite Landenge von Stagno mit dem Festlande zusammenhängt. Sie wird in ihrer ganzen Länge von Bergen durchschnitten, welche im Vipera über 3000 Fuß hoch aufsteigen und mehrere sehr fruchtbare Thäler bilden. Die Einwohner, deren Zahl auf 8679 steigt, sind wohlhabend durch Schifffahrt. Hauptort und Sitz des Prätors ist Orelich oder Sabbioncello mit über 1700 Einwohnern, welches der Halbinsel ihren jetzigen Namen gab, während sie früher **Punta di Stagno** genannt wurde, von Stagno, sl. **Stonj**. Dieses ist ein Städtchen mit 800 Einwohnern, großen Salinen und trefflichen Austern, am Canale di Stagno, in einer an Wein, Oel und Getreide überreichen Ebene, und hatte früher viel Bedeutung. Es war von 877 bis 1300 Sitz eines eigenen Bischofs und noch 1359 der gewöhnliche Ort des **Stanichio** oder des Congresses der Städte Dalmatiens mit Ragusa, im Falle Streitigkeiten entstanden, gehörte zum Lande Humska oder Zachlumia und wurde von Ban Stiepan IV. 1333 mit der dazu gehörigen Halbinsel für 500 **perperi** oder 180 Dukaten jährliche Rente an die Ragusäer verkauft.

Lagosta (sl. **Lastovo**), südlich von Curzola gelegen, gegen 6 Miglien lang und von Norden nach Süden 4 Miglien breit, hat über 1200 Einwohner, welche Landbau und Fischfang treiben, und einen einzigen Ort im Innern, der wie die Insel heißt. Es ist in viele kleine Thäler zerschnitten und fast ringsum nach dem Meere zu von hohen, steilen Felsen umgeben, aber auf drei Seiten durch gute Häfen zugänglich.

Die Stadt, welche, wie Porphyrogenitus berichtet, einst stark befestigt war, wurde zerstört, als die Lagostaner gleich den Curzolanern dem Dogen Pietro Orseolo 997 einen hartnäckigen Widerstand leisteten. Später befestigten die Lagostaner sie von Neuem und wagten im Vertrauen darauf 1602 eine Empörung gegen Ragusa zu Gunsten Venedigs, aber die Ragusäer wußten sich im Besitze der Insel zu erhalten, welche ihnen der serbische König Stephan Krapavaz oder Krapalo 1224 abgetreten hatte. Nach Razzi gehörte Lagosta den Templern, später den Johanniterrittern, und begab sich, da diese hinkamen, 1310 in den Schutz Ragusa's, welches ihnen alle ihre Statuten und Vorrechte beließ und nur einen Conte sandte, um dem Rath zu präsidiren.

Die Franzosen legten Befestigungen an, mußten aber gleichwohl 1813, als die Engländer landeten, nach sechstägigem Widerstand die Insel aufgeben, welche seitdem zu Oesterreich (Kreis Ragusa) gehört.

Meleda (lat. **Melita**, sl. **Mljet**), durch den 21 Miglien langen und über 4 Miglien breiten Canale di Meleda von der Halbinsel Sabbioncello getrennt, erstreckt sich in der Richtung von Westen nach Osten 18 Miglien lang aus und ist je 2 bis 3 Miglien breit. Die Insel ist fast rings von hohen Felsen umgeben, hat aber außer vielen kleinen Buchten fünf große und sichere Häfen und im Innern inmitten von Bergen die fruchtbare Ebene von Babinopolje, ist reich an Wäldern, Weiden und Quellen, und zählt über 1300 Einwohner in sechs Dörfern, deren größtes, Babinopolje, 900 Einwohner hat.

Fast der ganze westliche Theil der Insel gehört dem Benediktinerkloster Jezero, dessen Gebäude eine kleine Insel inmitten eines landseeähnlichen Meerbusens einnehmen, und dessen Kirche ein wunderthätiges Marienbild besitzt, welches viele Besucher anzog. Selbst serbische Könige kamen, und Katharina, die Gemalin des Königs Stiepan Tomasch Ostojich von Bosnien und Schwester Herzog Stje-

pan's von S. Sabba, welche 1478 in Rom starb, verlor bei einer Wallfahrt dorthin auf der Insel einen vierzehnjährigen Sohn und ließ ihn in der Kirche des Klosters begraben. Ein serbischer Fürst, Djed Nemanica, oder wie Andere ihn nennen, Dessa von Chelm, war es auch, welcher 1150, nach Appendini 1141, die Schenkung an die Mönche machte und sich nur die Hoheit vorbehielt. Der serbische Czar Stephan Urosch schenkte die Insel am 10. April 1357 den Ragusäern, nach Andern 1365 den Patriziern Bascius Baroncellus und Tryphon Bucchia, von denen es später durch Kauf oder Gewalt unter die Botmäßigkeit Ragusa's gekommen sein soll. Die Einwohner hatten gleich den Lagostanern das Recht, ihre Magistrate aus den vornehmsten Familien der Insel selbst zu wählen und sich nach ihren eigenen Statuten zu regieren, welche durch Sprache und Inhalt interessant sind. Sie wurden 1345 gesammelt, enthalten auf 31 Blättern 68 im Dialekte der Insel verfaßte und, wie Appendini sagt, mit gothischer Schrift geschriebene Verordnungen über Todtschlag, Verwundigen, Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, Diebstahl, Schenkungen, Heiraten, Witthum, Besitz u. s. w. und sind 1852 vom Grafen Orsato Pozza in dem „Dubrovnik" herausgegeben worden.

Einst blühend an Schiffen und Reichthum und so gefürchtete Seeräuber, daß Octavianus Augustus sie gleich den Curzolanern strafen mußte, sind die Melitensen jetzt meistens arm und leben von Landbau und Holzhandel, hängen aber noch treu an ihren alten Sitten und Gewohnheiten, wie sie uns Ignazio Giorgi, der 1706 Abt des Klosters war, in seiner berühmten Dichtung „Marunko" geschildert hat.

Giuppana (sl. Schipan), die größte der sogenannten Fünf-Hirschinseln, der Elaphites des Plinius, welche nach Appendini ihren Namen der Aehnlichkeit mit einem liegenden Hirsche verdanken, wahrscheinlich aber so genannt wurden, weil es viel Hirsche auf ihnen gab. Sie ist 5 Miglien lang, gegen 1 Miglie breit, hat zwei gute Häfen, erzeugt treffliches Oel und zählt gegen 1300 Einwohner, deren Häuser auf der ganzen Insel verstreut liegen und zwei Pfarreien bilden. Appendini hält die Insel für das alte Tauris, in dessen Nähe die berühmte Seeschlacht zwischen Vatinius, dem Legaten Cäsars, und Octavius, dem Legaten des Pompejus, Statt fand, welche uns Hirtius genau beschreibt. Nach Capor und Ostoich war Tauris jedoch die heutige Insel Torcola zwischen Lesina und Curzola. Der Name Giuppana ist vielleicht

das slavische **Župana**, Herrschaft des **Župan**, welcher möglicherweise hier residiren konnte, wie später der ragusäische **Comes insularum**, seit König Sylvester 1080 die Hirschinseln den Ragusäern geschenkt oder verkauft hatte. Das an Pakljina stehende alte Kloster St. Michaelis (in Peklina), dessen Patrone die Tudisi waren und dessen Kirche griechischen Ursprungs zu sein scheint, wird 1272 zuerst urkundlich erwähnt, ist aber seit 1741 unbewohnt, indem die Mönche mit päpstlicher Erlaubniß nach St. Giacomo übersiedelten.

Isola di Mezzo (sl. **Lopud**), zwischen Giuppana und Calamotta liegend, daher der Name, hat 6 Miglien im Umfange, an der Nordwestküste einen sehr geräumigen Hafen und über 500 Einwohner in einem Dorfe, Lopud oder Mezzo, zu dessen Vertheidigungen die zwei jetzt verlassenen Forts Kosma und S. Maria dienten. Das auf der Insel befindliche Dominikanerkloster ward 1482 von Nicolò Zamagna einem Gelübde während der Pest zu Folge gestiftet und von ihm mit allen seinen Besitzungen auf der Insel begabt, ist aber gleich dem dortigen Franziskanerkloster unbewohnt.

Calamotta (sl. **Koločep**), 6 Miglien westlich von Ragusa, gibt dem 15 Miglien langen und 1 Miglie breiten Canal zwischen den Hirschinseln und dem Primorje von Ragusa den Namen, ist die letzte der aufeinanderfolgenden Hirschinseln und gleich den andern reich an Oel und Wein. Es zählt über 430 Einwohner, die meist vom Fischfang leben.

Gravosa (sl. **Gruž**), mit über 800 Einwohnern, c. 1 Miglie westlich von Ragusa, dessen Hafenort es bildet, die Sommerresidenz vieler ragusäischen Familien. Ein ragusäischer Bürger, Marius Bisia, welcher 1463 starb, erbaute hier, durch eine himmlische Erscheinung veranlaßt, 1427 den Dominikanern Kloster und Kirche und diesen, 1517 dem heiligen Kreuze geweiht, verdankt der Hafen den Namen **Porto di St. Croce**. Er ist 1 Miglie lang, fast $^2/_3$ breit, und einer der größten und sichersten von ganz Dalmatien.

Quellen: **Status Cleri et Animarum Dioecesis Rhacusinae. 1852.**
Srbsko-dalmatinski Magazin za ljeto 1848. pg. 53—56. 59—69.
P. Nisiteo. Memorie staccate. Mss.
S. Ljubich. Pinezoslovje dalmatinski. (Arkiv za pověstnicu Jugoslavensku II. 1. pg. 195—8.)
A. Gazzari. Avvenimenti storici. Mss.

Sandi. Storia civile di Venezia. I. lit. 6. pg. 454.
G. Cattalinich. Memorie etc. Spalato 1841.
S. Ljubich. Bibliografia dalmata. Mss.
G. Chiudina, Curzola. Osservatore dalmato 1851. N. 10—15.
Antonii Rosanei. Coregrae Melenae. Opus. Mss.
Memorie storico-letterarie di alcuni conventi della Dalmazia dal P. D. Fabianich. Venezia 1845. pg. 29—39.
Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia dal P. D. Fabianich. Venezia 1843.
G. Ferrich Periegesi. Ragusa 1803. pg. 108—119.
Razzi. Hist. Ragus. lib. 33.
Zemljopis i Pověstnica Bosne od Slavoljubna Bošnjaka. U Zagrebu 1851. pg. 60. sq. 121. 2.
Dubrovnik. U Zagrebu 1852. I. III. pg. 193—218.
La Dalmazia 1846. N. 6. 8. 1.

Inhalt.

	Seite
Die Schwestern von Traú	1
In der Bibliothek	57
Das Kreuz des Paladin	81
Nach Lesina	100
Im Hause des Kanonikus	107
Nach Citta vecchia	114
Beim Professor	118
Ueber Sokolizza	129
Sočivizca	136
Hungersnoth	158
Der Orient	164
Aus dem Orient	178

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinsberg-Düringsfeld, Ida <<von>>,

Reiseskizzen

Bd.: 5

Bremen 1857
It.sing. 303 o-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466692-2